

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Der Schmied von Helmenau

Erzählung von Wolfgang Kemter

Anmutig lag das freundliche, saubere Dörfchen Helmenau in einem Walde von Obstbäumen und rings von einem Kranze von Wiesen umgeben, durch die ein kristallklarer Bach, vom Berge kommend, seine Wasser dem großen Strome zuführte. Und am freundlichsten im Dorfe lag, von einem riesigen Birnbaum überschattet, mitten in der Dorfstraße, dem größten Gasthause gerade gegenüber, das kleine, mit wilden Reben umrankte Häuschen, in dem seit Jahrzehnten die Schmiede war. Vor der Werkflatt, die einen guten Teil des Erdgeschosses einnahm, und in der nie die Esse erloich, war ein auf vier Holzsäulen ruhendes Vordach, wo, unabhängig vom Wetter, Pferde beschlagen und größere Wagen ausgebessert werden konnten.

In dieser Schmiede herrschte seit Jahresfrist, seit dem Tode des alten Meisters, dessen Sohn Kaspar Breitmann, ein blonder Hüne, der, eben aus der Fremde heimgekommen, gleich das Vatererbe hatte antreten müssen. Einstweilen führte ihm seine Mutter den Haushalt. Sie war zwar noch rüstig wie eine Junge, sah sich aber doch so im Geheimen schon angelegentlich nach einer jungen Meisterin um.

Luftig klang vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein Kaspars Hammer durchs Dorf. Der frohgemute Riese schwang ihn, als wäre es ein Kinderspielzeug, und jeder vorübergehende Dörfler machte hier gern ein wenig Halt, um sich an dieser unbändigen und urwüchsigen Kraft zu erfreuen und, so es anging, mit dem munteren Schmied ein paar Worte zu wechseln.

Kaspar Breitmann wirkte tüchtig mit zwei Gehilfen, trotz der den Schmieden im allgemeinen nicht mehr günstigen Zeiten hatte er immer noch Arbeit genug und das alte Handwerk blühte.

Auch Mutter Breitmann hatte die helle Freude an ihrem Sohn, der ihr nie Kummer gemacht hatte und jetzt gar ein so tüchtiger und gesuchter Meister geworden war. Er war das Ebenbild ihres Mannes, fleißig, sparsam und nüchtern

Nur das eine nahm sie ihm ein wenig

übel, daß er nämlich ihre leisen und oft auch weniger leisen Andeutungen so gar nicht verstehen wollte. Sie hatte schon in Lisbeth, der Tochter des Dorfvorstehers, die künftige Meisterin gefunden.

Das junge, zudem noch hübsche Mädchen bekam eine schöne Mitgift, was zwar für Mutter Breitmann nicht ausschlaggebend war, aber doch ins Gewicht fiel. Ueberdies wußte sie, daß Kaspar bei Lisbeth keinen Korb zu besürchten und daß die Vorsteherstochter schon einige Partien ausgeschlagen hatte. Aus welchen Gründen? Ihr schien es klar.

Noch ein zweites gehörte zu den günstigsten Vorbedingungen. Der Vorsteher selbst hatte Mutter Breitmann gegenüber in so unzweideutiger Weise das Lob ihres Sohnes gesungen, daß sie annehmen durfte, die Werbung Kaspars sei sehr willkommen. Da sprach sie ihrem Buben gegenüber so im allgemeinen von Lisbeths Vorzügen, und als der Schlingel sie immer noch nicht verstehen wollte, wurde sie deutlicher. Dann aber beendete er solche Gespräche immer mit den kurzen Worten: „Zum Heiraten ist es noch lange Zeit. Laß mich erst recht anfangen. Ich muß doch zuerst sehen, ob es eine Frau trägt. Außerdem, Mutter, bist Du noch rüstig und ich habe vorerst keine Ursache, eine Aenderung der Verhältnisse zu wünschen . . .“

Ein Angriff auf seine Freiheit war damit wieder für einige Zeit abgeschlagen . . .

Wieder war ein halbes Jahr vergangen und Mutter Breitmann sah sich ihrem Ziele um keinen Schritt näher, eher ferner.

In dieser Zeit aber ging mit Kaspar Breitmann eine innerliche Wandlung vor, nicht plötzlich und allzu auffallend, sondern langsam und allmählich, aber für die Mutteraugen nicht zum Verkennen.

Des öfteren setzte jetzt im Erdgeschos der Hammerschlag aus, und der Schmied hatte ganz plötzlich etwas vor dem Hause zu tun oder zu suchen, und das stets dann, wenn Rosa, die neue Kellnerin, die vor zwei Wochen drüben in der „Goldenen Krone“ eingetreten war, zufällig unter das große Tor trat, um einen Blick in die

Dorfstraße zu tun. Es war ein schwarzhaariges Mädchen mit großen, dunklen, feurigen Augen, deren schlanke Gestalt der üppigen Formen nicht entbehrte.

Aus diesen dunklen Sternen floß dann wohl ein heißer, versengender und verlangender Blick nach dem Hünen vor der Schmiede, der diesen jäh durchzuckte.

Mutter Breitmann bekam bald Gelegenheit, aufs neue zu staunen. Ihr solider Sohn ging nun während der Arbeitszeit am helllichten Tage ins Wirtshaus hinüber. Bisher war er nur dann und wann nach Feierabend in die „Krone“ auf ein Glas Bier gegangen, jezt war er vormittags und nachmittags zum Vesperbrote drüben. Ihr war das ein Rätsel, denn noch war sie ahnungslos und wußte nichts von dem Magneten da drüben, der ihren Buben unwiderstehlich anzog.

Aber auch der junge Schmied kannte sich selbst kaum mehr. So war sein sonst so ruhiges Inneres in hellen Aufruhr geraten. Rettungslos war er dem Zauber des schwarzhaarigen Geschöpfes da drüben verfallen, er dachte nur noch an das Mädchen, er träumte nur von ihm. Wenn es sich traf, daß er zu gewissen Stunden der einzige Gast war und sich Rosa zu ihm setzte und so lieb mit ihm plauderte, dabei mit feurigen Blicken seine bewundernden erwiderte, dann mußte er an sich halten, um die schöne Gestalt des jungen Weibes nicht an sich zu ziehen. Aber noch wagte er es nicht. Indes sein Blut kochte und die Pulse schlugen wie im Fieber.

Bald war der Schmied mit sich im Klaren, daß er nun die Rechte gefunden habe, daß Rosa die künftige Meisterin sei. War er wieder in der Werkstatt, arbeitete er mit doppelter Kraft, wie um Versäumtes nachzuholen, und dabei umgaukelten ihn freundliche Bilder.

Es kamen aber wieder andere Stunden, in denen Rosa wie eine Fremde, wie verwandelt war, kalt und unnahbar, so daß sie seinen Gruß kaum erwiderte. Das reizte den Riesen aber erst recht, er sann und sann, ob er das Mädchen mit einem ungeschickten Worte beleidigt habe, und ahnte nicht, daß das schlaue Weib Freude darüber empfand, sein Blut in Wallung zu bringen.

Kaspar Breitmanns Inneres wurde überhaupt von unseligen Zweifeln zerrissen; er

kannte sich mit Rosa nicht aus. Wenn sie auch mit anderen, besonders aber mit dem jungen Forstgehilfen so vertraut tat, dann glühte in seiner Brust ein ganzer Vulkan, und die Eifersucht machte den gewaltigen Körper erbeben. Mit finsternen Blicken saß er dann still und in sich gekehrt vor seinem Glase und trank vielmehr, als er gewohnt war.

Bei diesem Spiele, das die Schwarzhaarige mit ihm trieb, verlor der junge Mensch allen Humor, und er fand nicht mehr die scherzenden Worte für die Nachbarn, wenn sie zu einem Plausche kamen. Bald kam es vor, daß er seine Arbeit vernachlässigte und nicht mehr zu der versprochenen Zeit ablieferte, und eines Tages schlug die sonst so sichere Hand des Schmieds beim Beschlagen einen Nagel falsch, daß er durch den Huf in den Fuß des Pferdes drang und dieses vor Schmerz ausschlug und den Knecht, der den Fuß gehalten hatte, schwer verletzte.

Das alles sprach sich in der Gemeinde herum, und gar mancher Bewohner, der eine eilige Arbeit hatte, ging damit ins Nachbardorf.

Mutter Breitmann sah mit Schmerz die Veränderung, die auf ihr unerklärliche Weise mit ihrem Sohne vor sich ging, auch der rapide Rückgang des einst so blühenden Geschäftes konnte ihr nicht entgehen. Die Gehilfen waren gegangen, sie hatten es beim Meister nicht mehr aushalten können. Nichts mehr war ihm recht getan, grob und mürrisch war der früher so freundliche Mann geworden und fand kein gutes Wort mehr für seine Mitarbeiter. Da hatten sie ihr Bündel geschnürt und waren weitergezogen.

Es kam eine trostlose Zeit. In der Schmiede war es oft stunden- ja halbtage-lang still. Kein Feuer brannte mehr in der Esse und der Hammer ruhte. Der Schmied saß nun fast den ganzen Tag in der „Krone“ drüben und kümmerte sich kaum mehr um sein Geschäft. Eines Abends, als er mit Rosa allein im halbdunklen Hausflur war, war es wie ein Rausch über ihn gekommen, er hatte das Mädchen in seine Arme gerissen, ihr Gesicht und ihren Mund mit heißen Küßen bedeckt, und die geschmeidige Gestalt schmiegte sich eng an ihn und erwiderte die wilden Küsse ebenso wild. Nun war es um Kaspar Breitmann geschehen.

Die Leidenschaft hatte ganz von ihm Besitz ergriffen, er dürstete nach Rosas Küssen und fand keine Ruhe mehr, wenn er nicht in ihrer Nähe war. Wie mit zweischneidigen Messern durchschnitt die Eifersucht heftiger und maßloser denn je seine Brust; denn Rosa tat mit anderen gerade so schön wie vorher. Wenn die Burschen und besonders der Jäger gar zu vertrauliche Andeutungen wagten und dann das Mädchen hell auflachte, zuckte es in des Riesen Fäusten, am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte die Schwäger gezüchtigt.

Es blieb nicht aus, daß eines Tages auch Mutter Breitmann durch eine Base von der Geschichte erfuhr, die in der „Krone“ spielte und von der man im ganzen Dorfe schon sprach. Freilich hinter des Schmiedes Rücken; denn seine Riesenkraft war zu sehr gefürchtet, und gerade in diesen Tagen sah er nicht so aus, als ob gut Kirchen mit ihm zu essen wäre. Die Base sprach in scharfen, unzweideutigen Worten über die gefallsüchtige, herzlose Dirne in der „Krone“ und prophezeite, daß es Kaspars Unglück sein werde, mit ihr angefangen zu haben. Die ersten Folgen dieses Verhältnisses hätten sich übrigens schon gezeigt, er arbeite kaum mehr und sei ein Trinker geworden. Mutter Breitmann war wie aus den Wolken gefallen. Die Kellnerin kannte sie wohl, auch auf sie hatte das Mädchen den denkbar schlechtesten Eindruck gemacht. Diese sollte Meisterin werden? Es war ihr unverständlich.

„Base Breitmann“, sprach der Besuch, „wenn Jemand noch einen Einfluß auf Kaspar hat, seid Ihr es. Tut, was Ihr könnt, sonst rennt er ins Unglück!“

Mutter Breitmann sprach noch am selben Abend mit ihrem Sohn. Mit ruhigen Worten, aber bebendem Herzen. Sie glaube nicht, daß dieses Mädchen für ihn die Richtige sei und bezweifle stark, daß er glücklich mit ihr werde.

Hier unterbrach sie der Schmied. Mit rauher Stimme rief er wütend: „Hat Euch die Klatschbase bedrängt und beschwägt, sie soll es nicht noch einmal wagen. Aber es ist nichts mehr zu ändern, die Rosa wird Meisterin.“

„Aber, Kaspar, sie sagen . . .“

„Was sagen sie?“ fragte der Schmied mit drohender Stimme.

„Sie sei keine Gute,“ erwiderte seine Mutter.

Da lachte Kaspar Breitmann kurz und bitter auf und ging ohne weiteres aus dem Zimmer. Raslos startete ihm seine Mutter nach. Gab es wirklich keine Rettung mehr für ihren Einzigen?

Am andern Vormittage war der Schmied eben beschäftigt, im Hintergrunde der Werkstatt mit dem Blasebalg das Feuer anzufachen, als er drüben den Jäger in die „Krone“ eintreten sah. Seine Hand ließ den Blasbald fahren, und wie er gerade war, mit dem Schurzfell vorgebunden, in der Rechten einen kurzstielligen Hammer, ging er, von einer seltsamen Ahnung durchzuckt, über die Straße.

Im Flur war kein Mensch. Nun trat der Schmied in die Wirtsstube ein, blieb aber auf der Schwelle wie versteinert stehen. Im Zimmer war nur Rosa und der Jäger. Der Grünrock hatte die Hand um die Mitte des Mädchens gelegt und küßte es gerade herzhast ab, als Kaspar unter die Türe trat. Mit einem leisen Aufschrei wich Rosa zurück, während der Jäger voll Unmut nach dem unerwünschten Störer sah.

Dieser stand noch immer, ohne sich zu regen. Wie Stricke schwellen die Aern an den Schläfen an, das Gesicht verzerrte sich, es brauste und dröhnte in seinem Kopfe und vor seinen Augen flimmerte es wie Blut. Urplötzlich zuckte die Rechte empor, ein kurzer, scharfer Ruck, pfeifend flog der Hammer durch das Zimmer. Der Jäger, nicht vorbereitet, vermochte nicht mehr auszuweichen. So traf ihn das mit furchtbarem Wucht geschleuderte Eisenstück mitten vor die Stirne und zerschmetterte ihm die Hirnschale, sodaß er mit einem dumpfen Laut blutüberströmt zusammenbrach. Noch ein einziges kurzes qualvolles Ausatmen, dann war das Leben entflohen.

Rosa hatte in starrem Schrecken, an allen Gliedern wie gelähmt, diesen Vorgang mitangesehen. Jetzt aber löste sich ihr ganzes Entsetzen in einem einzigen, wahn-sinnigen Schrei, der im Nu die Bewohner des Hauses herbeirief. Mit einem Blicke übersehen sie, was sich hier abgespielt hatte, doch keiner wagte es, Hand an den Riesen zu legen, der immer noch wie geistesabwesend unter der Türe stand. Langsam kam der Schmied zu sich. Er warf einen Blick



Zum Helden-Gedenktag

Holz'druckt von Rudolf Riege

(Deike-2R.)

voll tödlichster Verachtung nach der schluchzenden, ungetreuen Geliebten, dann verließ er unbehelligt das Haus.

Im Arbeitskleide durchwanderte er das Dorf, ging auf die Landstraße hinaus und hatte in etwa einer Stunde die Bezirksstadt erreicht, wo er sich dem Gerichte stellte.

Schon nach zwei Monaten stand Kaspar Breitmann vor den Schranken des Gerichtes. Staatsanwalt und Verteidiger hatten gesprochen. Letzter in temperamentvoller Rede auf die Unbescholtenheit dieses braven Menschen hingewiesen, der ein Opfer seiner Leidenschaft geworden war, und hatte besonders betont, daß die furchtbare Tat im Affekte geschehen war.

Das Urteil fiel verhältnismäßig milde aus. Unter Zubilligung aller erdenklichen Milderungsgründe wurde der Angeklagte zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Ohne jede Widerrede nahm der Schmied die Strafe an.

Nur noch zwei Jahre lebte er als stiller, schweigender Mann in der Strafanstalt, dann erlag er einer kurzen, heftigen Infektionskrankheit. Das innere Feuer, das so jäh erloschen war, und die verlorene Freiheit hatten die Riesenkraft des einst so frohgemuten Mannes in kürzester Zeit ausgezehrt. Das Drama war zu Ende.

Noch lange aber ging im ganzen Lande die Rede vom Schmied von Hellmenau ...

Der gute Rat

Neu erzählt von Hans Lehr

Nasureddin, des türkischen Sultans Bajazet geistreicher und scharfsinniger Hofnarr, war vom Sultan nicht mit ins Feld genommen worden und erwartete das Ende des Krieges in seiner Vaterstadt Jengi Scheher. Bekanntlich schlug der Eroberer Tamerlan Bajazet und nahm ihn gefangen. Das siegreiche Heer drang von Tag zu Tag weiter vor und näherte sich, Bestürzung und Schrecken vor sich her verbreitend, auch Nasureddins Heimat.

Nasureddin war nicht nur ein kluger Kopf, sondern auch ein furchtloser Mann; er hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Indes die Mitbürger sich in Angst und Verzweiflung noch in Klagen und Jammern über das drohende Unheil ergingen und nicht wußten, was sie tun sollten, um der Plünderung, Brandschakung und Verflavung zu entgehen, beschloß Nasureddin, da es keine andere Möglichkeit mehr gab, dem Sieger entgegenzugehen und ihn für die Stadt und für sich und seine Familie um Gnade zu bitten.

Bereits war alles zum Ausbruch gerüstet, da fiel ihm ein, daß es vorteilhaft sei, wenn er ein Geschenk mitnähme, das den Eroberer vielleicht freundlich stimmen würde. Da seine Mittel zu gering waren, konnte das Angebinde nicht kostbar ein. Er entschied sich für Früchte, doch die Wahl zwischen Äpfeln und Feigen fiel ihm schwer. Schließlich hat er seine Frau um Rat.

„Ich würde Äpfel nehmen“, schlug sie vor. „Sie sind größer und schöner als Feigen, und ich bin überzeugt, daß sie Tamerlan lieber sein werden.“

Nasureddin besaß nicht nur Intelligenz und Scharfsinn, sondern auch Mutterwitz. Er betrachtete die Äpfel und Feigen. Die Frau rät zu Äpfeln — so gut in zweifelhaften Fällen auch ein Rat sein mag, so ist der Rat einer Frau doch gewöhnlich von der Art, daß man am klügsten handelt, wenn man das Gegenteil tut — —: also werde ich Feigen nehmen!

Er kaufte die schönsten reifen und weichen Feigen, die er bekommen konnte und brach eiligst auf. Tamerlan kannte ihn, als Bajazets Hofnarren, dem Namen nach; in übermütiger Erobererlaune beschloß er sofort, seinen Spaß mit dem Narren zu treiben.

Nasureddin verneigte sich demütig und setzte sein Geschenk bescheiden zu Tamerlans Füßen nieder. Der Vorschrift entsprechend entblözte er das Haupt. Tamerlan betrachtete die große Glase Nasureddins nur sekundenlang dann lachte er auch schon schadenfroh; im tyrannischen Machtbewußtsein und in der Freude an derben Vergnügen befahl er, dem Bittsteller sämtliche Früchte mit aller Kraft an den Kopf zu werfen.

Die Leibgardisten vollzogen den Befehl voll Vergnügen. Sie füllten die Hände mit Feigen, nahmen einige Schritte von Na-

jureddin entfernt Aufstellung und bewarfen seinen kahlen Schädel mit aller Kraft, so daß die Früchte mit sehr vernehmbarem Klatschen ihr Ziel erreichten. Tamerlan und sein Hof johlten und gröhlten vor Vergnügen. Nasuredin zog, so gut es ging, den Kopf zwischen die Schultern und ließ das Bombardement geduldig über sich ergehen; von Zeit zu Zeit atmete er unter Seufzern der Erleichterung laut auf: „Allah sei Dank! Allah sei Dank!“

Verwundert vernahm Tamerlan diese sonderbare Aufnahme der so boshaften Behandlung. „Wofür dankst du Allah?“ fragte er neugierig.

Nasuredin verbeugte sich. „O König der

Könige! Ich danke Allah, daß ich den Rat meiner Frau nicht befolgt habe, denn wenn ich nach ihrem Vorschlag dir statt Feigen Äpfel gebracht hätte, würde mein Kopf jetzt wohl schon keine Form mehr haben —!“

Der Despot blickte ihn verblüfft an, dann brach er in schallendes Lachen aus. „Du bist der klügste Kopf, der mir bisher begegnet ist, Nasuredin, du trittst sofort in meine Dienste!“

In kurzer Zeit wußte Nasuredin seinen Rat so wertvoll und damit sich selbst so unentbehrlich zu machen, daß er seine Bitte um Schonung der Vaterstadt vorbringen konnte und sofort gewährt bekam.

Judas

Erzählung von Wolfgang Kemler

Eines Morgens erhielt Franz Ketternigg, der Führer der Grenzwahe in Bibbenberg, einen anonymen Brief folgenden Inhaltes: „Am Dienstag nachts um zwei Uhr passiert beim „kühlen Brunnen“ eine Schmugglerpartie die Grenze. Ein guter Bürger!“

Den Zollwachebehörden war es kein Geheimnis, daß seit der Zollerhöhung wieder mancher Zentner Kaffee, Tee und Zucker über die Grenze geschmuggelt wurde, allein gerade in seinem Gebiete hatte Franz Ketternigg bisher trotz schärfster Bewachung keinen Schmuggel wahrnehmen können, in diesem Grenzabschnitte schien alles ruhig zu sein.

Franz Ketternigg überlegte, ob er den Brief gleich vernichten oder ihm Beachtung schenken solle. Er konnte eine Irreführung und Ablenkung der Wahe von einer anderen Stelle sein, die Schmuggler in Wirklichkeit passieren wollten, er konnte aber auch — wie so viele Male — ein Racheakt eines gekränkten oder benachteiligten Schmugglers sein. Dann war es Verrat. Die wenigen, aber umso deutlicheren Worte ließen diese Deutung zu.

So beschloß Franz Ketternigg also, zur bestimmten Stunde beim „kühlen Brunnen“ zu sein, einer an einer ziemlich unwegsamen Stelle im Hochwalde gelegenen Quelle.

Franz Ketternigg war nun schon sechs

Jahre in Bibbenberg. Er oder seine Leute hatten wohl früher des öfteren einmal einen Schmuggler erwischt, aber es waren nie Liebenberger Bürger gewesen. Er war im Dorfe sehr beliebt und seit er eine Liebenbergerin als Frau heimgeführt hatte, fühlte er sich ganz zu diesen Leuten gehörig.

Einen Feind freilich hatte er, seit er die schöne Fany, die einzige Tochter des Gredlerbauern, geheiratet hatte; das war Bertold Sturm, ein lediger, überaus verschuldeter kleiner Landwirt, der auf Fany seine letzte Hoffnung gesetzt hatte und mit der Mitgift sich von den drückendsten Lasten befreien hatte wollen. Franz Ketternigg jedoch wußte und fürchte von dieser Feindschaft nichts, da es Bertold Sturm nie wagte, ihm irgendwie zu nahe zu treten . . .

Es war eine dunkle Nacht; schweres Gewölk zog am Himmel und bedeckte das ganze Firmament. Etwas vor Mitternacht machte sich Franz Ketternigg mit zweien seiner Beamten auf den Weg. Langsam ging es den steilen Bergpfad empor, doch durften sie hier noch ihre Taschenlampen benutzen. Kurz nach ein Uhr waren sie beim „kühlen Brunnen“ und versteckten sich im Gebüsch.

Viertelstunde um Viertelstunde ging, einmal hörte Franz Ketternigg hinter sich etwas rascheln, aber es verstummte alsbald wieder. Ein lauer Wind strich über die Höhen, er kam vom Dorfe her. So hörten die

Männer deutlich vom Kirchturme in Liebenberg zwei Uhr schlagen. Da horchten sie plötzlich auf. Von der anderen Seite der Grenze erklang ein Geräusch, wie wenn Steine den Abhang hinunterkollern.

„Achtung!“ rief Franz Ketternigg leise, aber es verging wieder eine Viertelstunde; es rührte sich nichts mehr.

„Es war nichts,“ wollte Franz Ketternigg sagen, da blieb ihm das Wort im Munde stecken, denn jetzt freilich waren deutlich Schritte hörbar, die sich dem „kühlen Brunnen“ näherten.

Noch zwei, drei Minuten, dann waren sie heran. Drei schwer bepactete Gestalten tauchten auf. In diesem Augenblicke sprangen die Beamten auf den Weg hinaus.

„Halt! Hier Grenzwache!“

Hell und scharf klang Franz Ketterniggs Stimme durch die Nacht.

Da krachte ein Schuß, den einer der Schmuggler abgegeben hatte. Die Kugel pfiff an Franz Ketterniggs Ohr vorbei. Hinten im Gebüsch ertönte ein Schrei, dem das Fallen eines schweren Körpers und das Brechen von Zweigen folgte. Jetzt machten sich auch die Beamten schußbereit.

„Ergebt euch oder wie schießen!“

Die Schmuggler wagten keinen weiteren Widerstand und ergaben sich. Die Taschenlampen flammten auf, ihr Schein beleuchtete die Gesichter der Schmuggler.

Franz Ketternigg zuckte zurück, denn vor ihm stand — kein anderer wie sein Schwiegervater, der Gredlerbauer, und seine zwei Knechte.

„Vater, Ihr!“

Der alte Mann, erdabt im Gesichte, zuckte die Achseln.

„Franz,“ sprach er leise, „es war das erstemal.“

„Tut mir leid, aber ich muß auch euch gegenüber meine Pflicht tun. Herr Müller, hörten Sie den Schrei dahinten. Was war das? Bitte, sehen Sie nach.“

Der Beamte folgte dem Befehle. Schon nach wenigen Minuten hörte man ihn rufen: „Hallo, hier liegt ein Mann!“

Während der dritte Beamte die Schmuggler bewachte, folgte Franz Ketternigg dem Rufe. Im Gebüsch auf dem Rücken liegend fand er den Bertold Sturm in seinem Blute. Er war tot. Die verirrte Kugel des

von dem einen Schmuggler abgegebenen Schusses war ihm in die Stirne gedrungen.

„Der Mann ist tot. Wir müssen ihn da liegen lassen, bis die Gerichtskommission da war. Herr Müller, Sie werden hier heroben bleiben.“

Als sie wieder auf den Weg hinaus traten, meinte Franz Ketternigg: „Das möchte ich wissen, was der Bertold Sturm da zu suchen hatte.“

Diese letzten Worte hatte der Gredlerbauer gehört.

„Franz, wer ist es?“

„Der Bertold Sturm liegt dort drüben im Gebüsch, wo er sich scheinbar versteckt hatte, tot. Peters Kugel hatte aus Zufall ihn getroffen.“

„Aus Zufall,“ rief der alte Bauer, von einer Ahnung durchzuckt. „Franz, warum seid ihr gerade heute da heroben?“

„Das hat seinen bestimmten Grund. Gestern erhielt ich eine namenlose Anzeige, daß heute Nacht beim „kühlen Brunnen“ Schmuggler passieren werden.“

Einem der Knechte entfuhr ein leiser Fluch, der Gredlerbauer aber sprach: „Franz, dann ist uns alles klar und wir wissen, warum sich Bertold Sturm dort versteckt hatte.“

„Warum?“

„Er wollte sich den Spaß nicht entgehen lassen, wenn du deinen eigenen Schwiegervater fängst.“

„Vater, ich begreife noch immer nicht!“

„Er wußte von unserem Gange; er war der Anreger und hätte die Ware in den umliegenden Ortschaften an den Mann bringen sollen. In Wirklichkeit hatte er, das dämmert mir erst jetzt, einen teuflischen Plan. Als er mich endlich überredet hatte, die Sache zu wagen, da verriet er mich kalten Blutes. Er wollte uns zwei ja in dieser Lage da zusammenbringen. Mich und dich treffen, das war seine Rache, denn er hat es nie vergessen, daß ihm die Franz einen Korb gab. Nun hat den Verräter die Kugel, die gar nicht ihm galt, getroffen. Zu das! Lohn!“

Da konnte sich Franz Ketternigg nicht enthalten, zu rufen: „Vater, aber warum das, Ihr hättet es doch nicht nötig!“

Da richtete sich der alte Bauer auf; harte Entschlossenheit malte sich in seinem Gesichte.

ngler abge
Stirne glän
Die mühen u
Überdies
Sie werbe
Beginn
Die
old Sam
atte der
liegt dort
schonbar
hatte an
alle Sam
Frang, un
eroben?
nten Ge
renlose
ühlen Sam
en.
Früh ein
aber
lar un
ld Starn
nicht ent
men Sch
immer
Bange; er
are in den
Wann
hätte er
nen te
berredet
t er un
wei ja in
Wich
asche, dem
e Sam
über die
etroffen
vermäßig
aber wor
ötig!
er auf; ke
keinem



Der Frühling ist da!

Photo Enno Folkerts
(Deike-M.)

„Franz,“ sprach er rauh, „nicht umsonst zählt der Geiz zu den Lastern des Menschen. Verzeih, daß ich dir und Fany solche Schande und Ungelegenheiten mache. Jetzt tue deine Pflicht, ich kann und will dich nicht hindern und kann es nicht mehr ändern!“

Auf dem ganzen Weg ins Tal sprach der alte Bauer kein Wort mehr. Schweigend schritten die Männer bergab. Es war noch finstler, als sie Liebenberg erreichten. Die Schmuggelware wurde ins Zollhaus gebracht. Seinen Schwiegervater und die beiden Knechte ließ Franz Ketternigg gehen, nachdem sie ihm versprochen hatten, sich gleich am nächsten Vormittag draußen in der Bezirksstadt den Behörden zu stellen.

Eine Stunde später schon fuhr Franz Ketternigg auf seinem Motorrade zur Stadt und erstattete dort die Anzeige. Vorher hatte er seiner Frau alles erzählt.

„Franz,“ rief sie erschrocken, „wird dir das schaden?“

„Mir! Wieso?“

„Ach, weil es doch dein Schwiegervater ist, der geschmuggelt hat.“

„Kind, dafür kann ich nichts. Und der alte Mann bereut es bitter, das habe ich gesehen. Wenn es wirklich das erstemal war, wird ihm nicht so viel geschehen. Peter freilich wird für sein dummes Schießen schon brummen müssen. Geh du heim und hilf der Mutter, mit Vater, Hans und Peter wird wohl ein paar Tage nicht zu rechnen

sein. Laßt den Kopf nicht hängen, die Sache ist nicht so schlimm und das Leben, das dabei zu Grunde ging, aus eigener Schuld, war kein besonders wertvolles. Auf Wiedersehen!“

Mittels Kraftwagen begab sich die Kommission nach Liebenberg und von dort zu Fuß zum „kühlen Brunnen.“

Inzwischen war es im Dorfe bekannt geworden. Aufgeregt besprachen die Liebenberger das nächtliche Ereignis. Das tragische Geschick Bertold Sturms ließ sie kalt, im ganzen Dorfe fiel nicht ein Wort der Anteilnahme. Niemand hatte ihn mögen, alle hatten seinen minderwertigen, rachsüchtigen Charakter gefürchtet. In aller Stille wurde er am anderen Morgen beerdigt, nachdem die Kommission die Leiche frei gegeben hatte. Ihr Spruch lautete: „Tod durch unglücklichen Zufall.“

Der Gredlerbauer und seine Knechte kamen glimpflich davon. Da ihnen die Gemeinde den besten Leumund ausstellte und alle drei bisher unbescholten waren, konnten sie ihre unüberlegte Tat mit einer Geldstrafe sühnen. Nur Peter, der unglückselige Schütze, erhielt einen Monat Arrest.

Schon nach Monatsfrist mußte Franz Ketternigg Liebenberg verlassen, er war auf einen höheren Posten in der Bezirksstadt versetzt worden. Andere Ereignisse traten in den Vordergrund, bald erinnerte nur mehr ein frisches Grab auf dem Liebenberger Friedhofs an jene Nacht beim „kühlen Brunnen“

Die geschmolzenen Bleitropfchen im Genick

Vor einigen Jahren schon ist diese Geschichte passiert, und es wäre schade, wenn sie in Vergessenheit geriete. Lebte da im Bayerischen ein biederer Spenglermeister, ein handfester u. zuverlässiger Kerl, der sein Handwerk verstand, wie es sich gehörte und dessen Lebensaufgabe es schließlich ja auch nicht war, Schulhochdeutsch zu reden. Die Frau Sanitätsrat war allerdings anderer Meinung. Der Gasbadeofen war wieder einmal schadhast. Der Meister wurde bestellt. Er hatte eine große Arbeit zu erledigen und schickte daher den Gesellen mit dem Lehrling. Die „Gnädige“ ließ sich nicht sehen, hielt sich aber nicht für zu schade, zu

hören, ob die zwei im Bad denn auch die in Anrechnung kommende Arbeitszeit angestrengt arbeiteten.

Eine Weile hörte sie nur Krachen, Feilen und das Brausen der Lötlampe, gelegentlich auch einmal ein kurzes Wort, das sie nicht recht verstand, denn — wie der Meister so der Geselle — es wurde im Dialekt gesprochen. Plötzlich erstarrte sie. Was war das? — Deutlich vernahm sie, wie der Geselle in unterdrücktem Grollen schimpfte: „Bachrach, damischer, Hamm, g'schertter. Malefizbua, ösendiger!“

Das war zuviel für die Zuhörerin. Sie fiel nicht in Ohnmacht u. bedurfte daher auch

nicht des Riechfläschchens; sie hatte es überhaupt eilig, an den Schreibtisch zu kommen und dem Meister einen nadelspitzen Brief zu schreiben, der damit schloß, daß sie sich solch greuliche Ausdrücke in ihrer Wohnung entschieden verbat.

Der Meister staunte und fragte den Gesellen, was da los gewesen sei. Dieser entblößte den Nacken, zeigte etwas und gebrauche wiederum einige ausdrucksvolle Worte. Der Meister mußte lachen, er konnte nicht anders; dann schrieb er den Antwortbrief.

„Mein Geselle hat dem Lehrling das Lötten überlassen, damit der Junge etwas lernt; er selbst hatte an der Wanne zu tun

und arbeitete dabei unter dem auf der Leiter stehenden Lehrling. Dieser schmolz das Zinkblei zu rasch, so daß dem Gesellen, der bei der Arbeit natürlich keinen Kragen tragen kann, einige Tropfen in das Genick fielen. Auf greuliche Ausdrücke kann mein Geselle sich nicht erinnern, dagegen gibt er an, auf landesübliche Weise zum Ausdruck gebracht zu haben: „Aber Herzenskamerad, du mußt doch vorsichtig sein, denn wenn mir solche Metalltröpfchen im geschmolzenen Zustand auf die blankte Haut im Genick fallen, dann kitzelt das, und ich muß lachen, und das darf man in der Wohnung einer geschätzten Kundenschaft doch nicht!“

Auf die Antwort wartet der Meister noch heute. Er.

Die Geschichte von Herrn Krüger und seinem Garten

Von Karl Heinz Eckert

Es gibt Dinge, die auch die bestgeschulten Männer nicht begreifen. Etwa, daß Frau Lehmann und Frau Krüger in den ganzen elf Jahren, die sie nun schon nebeneinander auf demselben Treppensflur wohnen, merkwürdigerweise jeden Tag beide zu gleicher Zeit ihre Türen öffneten, um den Messingknopf davor zu putzen und daß sie dazu dann meist eine Stunde benötigten. Etwa auch, daß sie darüber vergessen konnten, den Abstreifer zu säubern und daß sie dann beide merkwürdigerweise sich eine halbe Stunde später wieder trafen, um dies nachzuholen. Welche Beschäftigung dann abermals eine Stunde zu dauern pflegte. Aber etwas begreifen eben die Männer nie.

„Wissen Sie“, sagte Frau Krüger zu Frau Lehmann — natürlich standen sie heute wieder beisammen, wir werden dies Jahr doch nicht in Urlaub fahren. Da hat nämlich irgendeiner von den Kunden meinem Mann neulich einen Floh ins Ohr gesetzt, er soll sich doch einen Garten zulegen, mit Laube und so, na Sie wissen ja.“

„Und deswegen will er nicht verreisen?“ Frau Lehmann konnte sowas nicht begreifen.

„Nee, und das Tollste ist, daß er das Geld sparen will, jeden Monat würd' er noch zwanzig Mark dazutun und dann muß

es nächstes Jahr reichen für seinen Garten, hat er sich ausgerechnet. Er hat ja immer solche Marotten im Kopf. „Weißt, Mutter, hat er gesagt, so ein Garten ist halt eine feine Sache! Da bist immer im Grünen . . .“

„Nu hören Sie aber schon auf. Er wird sich's schon wieder anders überlegen, 'n Garten, haha! Nee, Frau Krüger, für mich wär das nix!“ Frau Lehmann machte eine verächtliche Handbewegung, als wollte sie von vornherein alles wegwischen, was sie etwa mit einem Garten in eine Gedankenverbindung bringen konnte. Sie war nämlich gern etwas mehr, als sie wirklich war. Bei ihr fing der Mensch erst mit der „Dame“ an und so ein Schrebergarten war zweifelsohne etwas für „die Kleinen Leute“, wie sie in solchen Fällen sagte, aber doch beileibe nichts für sie. Obwohl sie von den großen Sorgen befreit war, verdankt sie das doch letzten Endes nur ihrem Manne, der als einer von diesen Kleinen Leuten einen zwar engen, aber dafür umso besser gehenden Kolonialwarenladen betrieb.

„Nee, das wäre nichts für mich! Wir verreisen auf jeden Fall. Nordsee diesmal. Tragen' n Bad oder so . . .“

„Ach du meine Güte, da haben sich ja wieder zwei gefunden!“ Herr Krüger kam lachend die Treppe herauf. „Soll ich nicht

mal 'ne Bank machen für euch zwei, hm Mutter, was meinst du dazu?"

Frau Lehmann lachte: „Meiner hat genau so ein Kästernaul! Da kann man nun einmal nichts dagegen machen. Ich habe gehört, daß Sie sich einen Garten kaufen wollen, Herr Krüger?"

Krüger lachte.

„Deswegen also die sorgenschweren Gesichtser! Ja, das hat nun mal seine Wichtigkeit. Hörnse mal den Spektakel da drunten auf dem Hof. Die ewige Teppichklopferei und das ewige Geflapper und Gehämmer vom Starschunke, das geht mir schon lange auf die Nerven. Das habense alles nicht, wenn Sie in ihrem Garten sitzen.“

„Ja, das schon, da haben Sie ja auch ganz recht“, wagte Frau Lehmann zweifelnd einzuschalten, „aber wenn ich mir das so überlege . . .“

„Ich weiß schon, Frau Lehmann. Man muß sich nur erst einmal eingefreundet haben mit der Idee. In so einem Garten kann man halt das ganze Jahr frische Luft schnappen und nicht bloß drei Wochen. Und, weißt Mutter, was mir heute noch eingefallen ist, die Frau Müller droben, die kann dann immer zu uns in den Garten kommen. Der kann so ein bißel frische Luft auch nichts schaden. Meinst nicht auch?"

„Die Müllern aus dem vierten Stock?" Frau Lehmann ereiferte sich. „Na, da können Sie mir heute schon leid tun, Herr Krüger. Wenn der ihre vier Kinder zu schreien anfangen, dann ist das Teppichklopfen drunten auf dem Hof ganz piano dagegen" — Piano sagte sie oft und gern, denn sie hatte einmal drei Klavierstunden gehabt und wollte damit zeigen, daß sie viel von Musik verstand, wiewohl sie ein C nicht von einem B unterscheiden konnte. Aber das wußten die wenigsten — „Uebrigens“, sie dämpfte ihre Stimme etwas, „ist da schon das Fünfte unterwegs. Finden Sie das nicht auch verantwortungslos, wo der Mann doch immer noch arbeitslos ist? Schaun'se doch mal die Frau an, wie die aussieht. Ganz krank sieht sie aus, da kommt sie wohl gerade.“

Frau Müller war in Begleitung einer wenigstens Frau Lehmann noch völlig unbekanntes Volksgenossin.

„Das ist ja fein, daß ich Sie treffe. Ich muß das doch gleich jemand erzählen, ich halt es ja sonst gar nicht aus vor Freude. Ich verreise . . .“

„Sie —?“ Frau Lehmann kriegte große Augen. „Sie —?“

„Ja, an die Nordsee, sechs Wochen, denken Sie, sechs Wochen!“

„Da gratuliere ich Ihnen aber, Frau Müller!“ Herr Koch drückte ihr die Hand und es war ihm anzusehen, daß ihn diese Nachricht fast ebenso freute.

„Ja, grade hat mir Frau Schröder die Mitteilung gebracht. Frau Schröder ist nämlich die Zellenmutter der NSB.“

Frau Lehmann machte wieder ihre abweisende Handbewegung. „Achso. Deshalb also. Da kann man natürlich leicht verreisen, wenns nichts kostet.“

„Ich glaube, Sie sehen das von der verkehrten Seite“, Frau Schröder, wagte es Frau Lehmann zu widersprechen.

„Na ja, man sagt das ja schließlich auch nur so.“

„Sehen Sie“, fuhr Frau Schröder fort. „Die Sache ist ja letzten Endes die: So eine Mutter lebt mit ihren zwei, drei oder mehr Kindern in einer engen, unfreundlichen Wohnung, in die nur alle heiligen Zeiten einmal die Sonne hineinscheint. Sie sind alle miteinander nicht daran schuld, daß der Mann auf die Straße geflogen ist. Aber sie müssen darunter leiden. Besonders die Frau. Ihre Kraft wird am schnellsten aufgebraucht. Und wie sollen da die Kinder stark und widerstandsfähig werden, wenn sie schon von geschwächten Müttern geboren werden? Sehen Sie, wir müssen verhindern, daß diese Mütter etwa auch noch krank werden!“

Frau Lehmann nickte. „Allerdings, da haben Sie schon recht. Bei meiner Schwester wars nicht viel anders. Das Dritte hat nur ein halbes Jahr gelebt und das Vierte gar nicht, so schwach war die Frau.“

„Ja, und dem müssen wir eben vorbeugen. Diese Mütter finden ja niemals Erholung und deshalb müssen sie einmal ganz herausgerissen werden aus ihrem Alltag, damit sie wieder mit frischem Mut und mit frischen Kräften und vor allem gesund in

ihre Familien
ter — gesund
wieder froh
Menschen könn
„Von d
da, von der



Die Stadt
sich noch nie
mehrmal gem
niet, aber das
nicht gewußt h
einen Gefühle
Hier jetzt, jetz
Eum für mich
Mein Wa
ein, auch halt
ten. Die Kind
untergebracht
schon sauber.
Schäden

ihre Familien zurückkehren. Gesunde Mütter — gesundes Volk! Die Mütter sollen wieder froh werden. Denn nur gesunde Menschen können richtig froh sein.“

„Von der Seite“, sagte Frau Lehmann da, „von der Seite habe ich mir das wirk-

lange, Frau Müller“, sagte da Frau Lehmann.

„Und uns den Hans“, sagte Herr Krüger. „Wirklich?“

„Klar machen wir das“, sagte Herr Krüger, „auf so einen Esser mehr oder weniger



Kinderlandverschickung der NSB.

Die Stadtmädels dürfen unter der Aufsicht des Bauern abwechselnd die Pferde führen

(NSB-Reichsbildarchiv)

lich noch nie richtig überlegt. Ich habe ja manchmal gemekelt über diese viele Sammelei, aber das war wirklich nur, weil ich nicht gewußt habe, warum ich nun eigentlich einen Groschen in die Büchse stecken sollte. Aber jetzt, jetzt hat das alles eben auch einen Sinn für mich.“

„Mein Mann“, schaltete Frau Müller ein, „muß halt nun ein bißel Hausfrau spielen. Die Kinder werden solange woanders untergebracht und die Wohnung hat er ja schnell sauber.“

„Schicken Sie mir doch die Lifelotte so-

kommt es auch nicht mehr an. Und dann ist er doch auch nicht bei so ganz fremden Leuten. Und überhaupt, schließlich sind wir ja doch Nachbarn. Wenn wir da schon keine Kameradschaft miteinander halten könnten, wo käme dann die große Volksgemeinschaft her, die der Führer verlangt. Also abgemacht!“

Im Hof spielte ein Drehorgelmann. Eine Seefahrt, die ist lustig, eine Seefahrt, die ist schön . . . und Frau Müller sumnte lachend das Lied mit, als sie mit Frau Schröder die Treppe hinunter ging.

Das Gesicht des unbekanntenen Soldaten

Von Hans Lehr

Hochfurch steht in Flammen. Greller Feuerchein überflutet die Ruinen, die Umgebung des Dorfes und die preußischen Truppen, die den Rückzug mit Löwenmut decken und die Angriffe der stürmenden Oesterreicher immer wieder abschlagen.

Abseits hält König Friedrich mit seinem Stab. Sein Gesicht ist übernächtigt blaß. Seine Muskeln sind gespannt, und die blauen Augen sind in scharfem Forschen nach dem Dorfausgang gerichtet; man sieht es ihm an, daß die Nachricht vom Heldentod seiner Freunde, des Feldmarschalls Keith und des Prinzen Franz von Braunschweig, und der Bericht von der schweren Verwundung des Feldmarschalls Moritz von Dessau ihn tief erschüttern. Diese Nacht —! Sie kostet ihn Tausende von braven und tapferen Soldaten; sie reißt tüchtige Offiziere von seiner Seite, und sie raubt ihm treueste Freunde — . . .

Er selbst wird das Kommando führen. Er wird das Dorf räumen lassen, mehr aber auch nicht; sinnlos wäre es, sich in Nacht und Nebel an die rauchenden Trümmer zu klammern. Krachen die Kanonen lauter? Knattert das Gewehrfeuer heftiger? Wie hell die Flammen dieses unglücklichen Dorfes lodern. Da taumeln Verwundete, dort hallen Schmerzensschreie, und im Dorf wird mit toller Verbissenheit gekämpft, Mann gegen Mann, mit Kolben und Bajonett.

Dort kommen sie endlich, die aus Rodewitz herbeibefohlenen Grenadierbataillone. „Guten Morgen, Fritz!“ donnert ihm ihr begeistertes Gruß entgegen. Er dankt ihnen mit der Hand am Dreispitz und mit verhaltenem Lächeln. Herrliche Soldaten sind das, Männer, die mit geschulterten Gewehren ins Gefecht marschieren und das Feuer nicht eher erwidern, als bis der Befehl dazu gegeben ist. Soldaten, die Infanteriefireuer mit einer Schnelligkeit und Ziel-sicherheit abgeben können wie zur Zeit keine andere Armee. Sie werden es schaffen, sie werden die Lösung von der feindlichen Ar-mee decken!

Friedrich wendet sich an die Offiziere

seines Stabes und erteilt die nötigen Befehle. Einer nach dem anderen erweist die Ehrenbezeugung und jagt schneidig auf den ihm anbefohlenen Platz.

„Wer verteidigt den Friedhof?“ fragt Friedrich nach einer Weile des Beobachtens. „Steht dort noch der Major von Lange? Ich bin zufrieden mit ihm. Notieren: Lange ist zum Oberstleutnant befördert!“

Da keine bestätigende Antwort kommt, wendet Friedrich sich um, bereit, die Aufmerksamkeit zu rügen. Er stutzt; niemand ist mehr bei ihm. Ohne daß es ihm bewußt geworden ist, hat er auch den letzten Stabs- und Ordonnanzoffizier weggeschickt. Allein reitet er über eine Wiese hinter dem Dorf, in dem der Kampf mit tollem Toben weiterbraust.

Graut der Morgen? Löst sich der Nebel? Gut, dann kann man die Angreifer wenigstens von weitem erkennen und rechtzeitig Gegenmaßnahmen treffen.

„Teufel, was ist das — —?! Das sind doch keine Preußen?!“

Betroffen redt der König sich im Sattel. Wahrhaftig, dort kommt eine Schwadron Panduren angerast! Hat man ihn schon eine Weile aus dem Dunkel heraus beobachtet und diesen günstigen Augenblick zum Ueberfall erpäht? Kein Zweifel, denn die Kerle kommen geradewegs auf ihn zu gejagt. Allen voran galoppiert ein Offizier. Der Pistolenlauf glänzt vor seiner Faust. Der Mann triumphiert wohl bereits, Friedrich, den Preußenkönig, gefangen genommen ihn und Preußen gedemüht und den eigenen Namen für alle Zeiten mit eisernem Griffel in das Buch der Geschichte eingetragen zu haben.

Sinnlos wäre es, sich allein der Panduren Schwadron entgegenzustellen; Friedrich gibt seinem Pferd die Sporen. Dieser kühne Gegner wird den heißersehnten Triumph nicht haben — —; eher wird er das Fläschchen austrinken, in dem er für einen solchen Fall Gift mit sich führt. Preußens König kann auf dem Schlachtfeld bleiben, niemals aber wird er in Gefangenschaft geraten!

„Sire! Ihren Degen — —; brüllt der Pandur.

Als Antwort hebt Friedrich die Pistole und schießt. Sein Pferd und das des Verfolgers galoppieren; das Geschöß geht fehl.

Wild lachend schwenkt der Pandur seine Waffe. Dann zielt er; sorgfältig nimmt er das Pferd des Königs über Kämme und Korn; scharf berechnend gibt er vor; er nimmt Druckpunkt und zieht leicht durch. Der Schuß fracht.

Friedrichs Pferd bäumt sich und bricht zusammen. Im letzten Augenblick springt er ab. Die zweite Pistole steckt im Halfter; in dieser Lage wird der Degen nichts nützen. Dort kommt der Pandur angejagt, gefolgt von seiner Schwadron. Ist das die letzte Minute —? Nicht zögern! Das Klätschen — —!

„Majestät, zu Pferd!“ brüllt in diesem Augenblick eine Stimme neben dem König. Hastig wendet Friedrich sich um. Ein hochgewachsener junger Offizier ist, vom König unbemerkt, herangebraust gekommen und abgesprungen. Er hält den Steigbügel, hilft dem König auf das Pferd, drückt ihm eine Pistole in die Hand und wendet sich sofort mit dem Degen in der Faust dem Pandurenoffizier entgegen. Friedrich kann nur noch sehen, daß der Retter ein edelgeschnittenes Gesicht mit blauen Augen hat, daß er um die Stirn eine blutgetränkte Binde trägt und daß seine Uniform über und über beschmutzt ist.

Als wisse das Tier, was es gilt, jagt es in schärfstem Schrittmaß auf das Dorf zu; binnen Minuten sieht der König sich inmitten seiner Truppen. Sofort eilt er mit seinem Bataillon nach der Wiese zurück. Die Panduren sind verschwunden. Von dem Offizier ist nichts zu sehen. Wer war der Mann? Offenbar hatte er eine Meldung erstatten wollen. Hat er sich gefangen geben müssen? Ist er verwundet worden, und hat er sich zurückgeschleppt? Hat der Pandur ihn in wilder Wut über die Vereitelung des Fanges mitgeschleppt, um ihn martern und töten zu lassen? Oder hat er ihn in ritter-

licher Anerkennung der großartigen soldatischen Haltung nicht angegriffen?

Friedrich läßt nachforschen. Er will dem Offizier danken, ihn befördern und ihn als Lebensretter und Freund für immer in seine Nähe ziehen. Der Mann ist nicht zu finden. Sollte er, wenn er mit dem Leben und der Freiheit davongekommen ist, zu bescheiden und zu stolz sein, um für den seinem Führer in selbstverständlicher Treue erwiesenen Dienst eine Belohnung anzunehmen?

Friedrich versucht, das Gesicht des Tapferen vor seinem geistigen Auge lebendig werden zu lassen. Es will ihm nicht recht gelingen; alles hat sich binnen Sekunden abgespielt; die Eindrücke waren zu flüchtig. Forschender als früher blickt er seinen Soldaten in die Gesichter. Tausende passieren seinen ernstesten und eindringlichen Blick. Er sieht junge und ältere Männer, Freiwillige, die sein Ruhm aus ganz Deutschland unter die preußischen Fahnen geführt hat und Veteranen aus den Schlesiischen Kriegen. Frische Gesichter werden abgelöst von ersten, stille Männer marschieren und reiten neben kühnen Draufgängern. Allen sind der Wille zur selbstverständlichen Pflichterfüllung und die Bereitschaft zur Hingabe des Lebens in die Gesichter gemeißelt. Was ihm die Züge manchmal verschweigen, verrät ihm die geheimnisvolle seelische Verbundenheit mit unbezweifelbarer Deutlichkeit: diese Männer sind Gefolgstreue und Soldaten in des Wortes herrlichster Bedeutung. Er ist ihnen mehr als der König; instinktiv erkennen sie in ihm den natürlichen Führer.

Das Gesicht des Retters wird überdeckt von Tausenden von Gesichtern treuer und tapferer Männer, und schließlich läßt der König die ergebnislose Suche nach dem unbekanntem Offizier einstellen. In Stunden aber, in denen er mit schweren Entschlüssen ringt, deren glückliche Verwirklichung von der Zuverlässigkeit der Armee abhängt, steigt oft jenes Gesicht vor ihm auf, das sich allmählich aus den Gesichtern der gefallenen Freunde Schwerin, Winterfeld, Keith, Wedell und all den Tausenden von Gesichtern von Offizieren und Soldaten vor seinem

Erdal gut und =billig!
Schuhcreme ausgiebig

Erdal hilft sparen!
Schuhcreme

geistigen Auge gestaltet hat. Bei sich nennt er es das Gesicht seines unbekanntem Soldaten, und er denkt dabei voll Wehmut, aber auch voll reiner Freude und nie erlöschender Dankbarkeit an jenen Offizier, der bei Hochkirch vor ihn sprang, ihn und damit seine

und Preuzens Ehre rettete und ihm von neuem mit zwingender Kraft den Besitz unendlich kostbarer Güter bestätigte des vollen Vertrauens seiner Soldaten, des unbedingten Glaubens an ihn und der unerschütterlichen Treue.

Sein größter Triumph

Von Karl Heinrich Mohr

Allein einem listigen Einfall des Regisseurs hatte Rainer Holsten es zu verdanken, daß er nach beendetem Gastspiel ungehindert die Oper verlassen und unangefochten seines Weges gehen konnte, während die begeisterte Zuschauermenge den Bühnenausgang belagert hielt, um den gefeierten Sänger hier, auf offener Straße, noch einmal mit Ovationen zu überschütten. Rainer lachte im stillen, als er mit hochgeschlagenem Kragen und tief in die Stirn gedrücktem Schlapphut den weiten Platz vor der Oper überquerte und das Gedränge vor dem von ihm gemiedenen Künstlerportal gewahrte, wo sein eleganter Wagen die seiner Harrenden täuschte. Aber nicht vor Schadenfreude vergnügte sich der Gefeierte, daß es geglückt war, den Verehrern ein Schnippchen zu schlagen, sondern weil es ihm genug war des Ruhmes und er, der Held des Abends, noch einige ruhige, beschauliche Stunden im Kreise lieber, alter Freunde zu verbringen gedachte.

Justus, der einstige Kommilitone aus der Studienzeit, — Rainer absolvierte, bevor er zur Bühne ging, mehrere Semester Medizin — hatte ihn sowie zwei weitere Jugendfreunde zu sich nach Hause geladen, weil in jedem öffentlichen Lokal die Gefahr bestanden hätte, erkannt, umschwärmt und um Autogramme angegangen zu werden.

Hier, im trauten, abgeschiedenen Kreise lebten Erinnerungen auf, das „Weißt du noch —?“ nahm schier kein Ende, und erst, als von dem schrullenhaften Professor mit der Warze auf der Glaxe bis zu dem ebenso anmutigen wie unnahbaren Wirtstochterlein alles durchsprochen war, was sich des Erwähnens verlohnte, ging man zu gegenwärtigen Dingen über. Justus, der Arzt, sprach von seiner Praxis, Hartwig, der Handelsherr, von seinen Unternehmungen und Wolfgang, bekannt als

Naturforscher, von seinen Reisen und Studien.

„Mein schönster Triumph wird es sein, einmal die mannigfachen Ergebnisse meiner Forschungen in einem alles umfassenden Werk vereint zu sehen“, schloß Wolfgang seine Ausführungen.

„Von Triumphen zu reden, mein lieber Freund, das steht wohl am ersten unserem guten Rainer an“, bemerkte Justus, „der erlebt sie, seit Jahren schon, in Berlin, in Dresden, München, Frankfurt, Amsterdam, London, New York, über den ganzen Erdball, gekrönte und ungekrönte Staatsoberhäupter laden ihn zu Gast — der kann was erzählen!“

„Bravo!“ pflichtete Hartwig bei und wandte sich an Holsten, der stillvergüßt seine Zigarre schmauchte, „Rainer hat das Wort!“

Der Gepriesene machte eine abweisende Handbewegung. „Es ist alles nicht der Rede wert“, sprach er ruhig, „die Leute machen viel zu viel Aufhebens um mich. Was tue ich denn groß? Doch nichts weiter, als daß ich die Stimme, die mir der Herrgott gab, pflege und gebrauche. Weiter nichts. Was soll ich euch erzählen?“

„Ergendwas“, begehrte Justus, „wenn es dir möglich ist, so lasse aber einmal deine übergroße Bescheidenheit beiseite und erzähle uns — wo und wann du den größten all deiner Triumphge feieert hast!“

Rainer Holsten zögerte nicht lange. „Mein größter Triumph“, begann er, langsam und mit Nachdruck, „das war vor einigen Jahren, in Berlin.“

„Aha. Unter den Linden? Und in welcher Rolle?“ fragte Hartwig gespannt.

„Nein. Nicht unter den Linden, sondern droben im Wedding. Und die Rolle — die machte ich mir selber zurecht.“



(Seike-M.)

Muttertag

Zeichnung von F. Müller-Münter

Neugierig, in Erwartung einer kleinen Sensation, lauschten die Freunde.

„Ja,“ fuhr Rainer fort, „droben im Wedding war es, an einem spielfreien Abend. Ich ging einmal hinaus, „unters Volk“, wie man zu sagen pflegt, um fernab von Umschwärmerei und Liebedienerei unerkannt und frank und frei mich unter den Volksgenossen zu bewegen. Ihr könnt euch kaum vorstellen, wie wohl das tut, es ist immer meine schönste Erholung und Entspannung. Ein Kummelplatz war da aufgebaut, mit viel Lärm und greller Beleuchtung, ich mischte mich weltvergessen unter die wogende Menge. Staunte, lachte und vergnügte mich mit ihr, ließ mich drängen und schieben, von einem Ende bis zum anderen. Kurz vor dem Ausgang, am Rande einer platzartigen Erweiterung der Mittelgasse, bemerkte ich einen bleichen, schwächlichen, hohlwangigen Mann mit einer riesigen, vernarbten Schramme quer über dem fahlen Schädel, die auf eine schwere Verletzung oder Verwundung schließen ließ. Er saß hinter seinem Leierkasten und orgelte unentwegt die seltsamsten Melodien herunter. Mitten auf seiner Zammerkiste lag die umgestülpte blaue Mütze, zwei, drei Kupfermünzen bedeckten ihr speckiges Futter. Ich trat zurück und beobachtete den armen Teufel unbemerkt aus dem Hintergrund. Ich wollte doch einmal sehen, wie der Laden sich anläßt. Nun, was denkt ihr, was der Leierkastenmann einnahm, solange ich da stand und aufpaßte? Nichts! Hunderte zogen an ihm vorüber — nicht einer warf ein Geldstück in die Klappe!

Da ging ich hin und bedachte ihn mit einem Silberstück. Er fischte es gierig heraus und verwahrte es, ohne eine Miene zu verziehen, in seinem zerlumpten Kittel. „Na, wie gehen die Geschäfte?“ fragte ich verwundert, weder mit einem Wort noch einer

Gebärde des Dankes bedacht zu werden. Anstatt zu antworten, fuhr er sich mit dem Finger einmal um den Hals und deutete sodann nach oben. Ich verstand: der Arme war nahe der Grenze der Verzweiflung! Hätte ich Geld, einen größeren Betrag bei mir gehabt, ich hätte es ihm, weiß Gott, restlos geschenkt. Aber ich hatte nur wenig zu mir gesteckt, und was ich ihm hinwarf, war mein letztes Silberstück gewesen. Es dabei bewenden zu lassen und weiterzugehen, war mir einfach unmöglich. Ich trat, kurz entschlossen, hinter ihn und — sang. Sang, zwar mit verhaltener Stimme, aber bewegt, hingerissen, aufgewühlt, wie nie im Leben. Im Nu stauten sich die Leute vor uns, bald fiel der erste Groschen, weitere folgten, auch Sechser und Kupfer, es regnete förmlich in die Mütze, sie füllte sich zusehend. Und als ich, zufrieden mit dem Erfolg meines Eingreifens, endete, und ihm zum Abschied mit einigen ermunternden Worten die Hand drückte, da sah ich, wie Tränen ihm über die eingefallenen Wangen rollten. Tränen der Freude, der Rührung und des Dankes. „Kopf hoch!“ raunte ich ihm noch zu, während er wieder und wieder, sichtlich gestärkt und aufgemuntert, sein „Vergelts Gott“ stammelte.

Und, seht ihr, meine Freunde, das ist mein größter, je erlebter Triumph gewesen: einmal nicht im gleißenden Rampenlicht vor einem Parkett erlesenen Publikums um einen Haufen Geld gesungen zu haben sondern draußen im Berliner Wedding, unter einfachen, biederen Landsleuten, als einer von ihnen und zum Nutzen eines armen, elenden Volksgenossen, dem das Leben keine Lieder sang!

Wimuttenlange, andächtige Stille folgte Rainer Holstens Erzählung, dieser schlichten Geschichte wahrhaftiger Menschlichkeit eines großen, weltberühmten Tenors.

Ein kleines Zwischenspiel

Von Hans Lehr

Während des zweiten Schlesiſchen Krieges hatte Friedrich der Große sein Hauptquartier im Brühlſchen Palaſt in Dresden aufgeschlagen. Kriegser eignisse und Regierungsgeschäfte ließen ihm kaum Zeit für sich selbst; dennoch gab es jemand, für den

er fast jederzeit zu sprechen war und dem gegenüber er sich rückhaltlos als väterlicher Freund zeigte; der Bevorzugte war ein Knabe, der Sohn eines Hausangestellten. Das Kind war dem König durch sein urbefangenes Wesen und die drollige Artflug-

heit seiner Bemerkungen aufgefallen; im Laufe der Zeit gewann er den Knaben so lieb, daß er ihm sogar erlaubte, unangemeldet das Zimmer zu betreten und in ihm zu spielen, wenn er allein arbeitete.

Der König hörte den Vortrag eines Adjutanten, da trat der Knabe wieder einmal ein. Wie gewöhnlich nickte ihm Friedrich freundlich zu; eine Handbewegung ließ den Offizier verstummen und zur Seite treten. Der König sagte gütig:

„Du mußt jetzt erst noch ein bißchen im Garten spielen, mein Junge, bis ich fertig bin, dann darfst du kommen!“

Der Knabe legte geheimnisvoll tuend den Finger auf den Mund, blickte den König ernst an und flüsterte:

„Höre, Majestät, wenn sie dir Schokolade bringen, trinke sie nicht!“

„Warum denn nicht, kleiner Mann?“ sagte der König und lachte.

„Sie haben etwas hineingeworfen — ; ich war in der Küche und habe es gesehen!“ beharrte der Knabe.

Noch immer heiter, ahmte der König das ernsthafte Gebahren des Knaben nach.

„Was war denn das?“

„Das weiß ich nicht, Majestät; sie schütteten es aus einem Papier in die Kanne und rührten stark um!“

Betroffen blickte der König über den Knaben hinaus. Was geht da vor? Es ist Krieg; zahlreichen Feinden wäre sein Tod erwünscht, ein Anlaß zu befreitem Aufatmen. Bedient man sich solcher Mittel, um ihm die Führung seines Heeres, die Regierung seines Landes und das der Gegnern so gefährliche, nach der Größe Preuzens strebende Leben zu nehmen? — Oder hat der Knabe sich geirrt? Er darf nicht zögern, der Sache auf den Grund zu gehen. Sein Leben gehört nicht ihm; wichtiger als seine Person ist die Größe des Staates, dessen erster Diener er ist.

Der König geleitete den Knaben an die Tür, strich ihm väterlich über das Haar und lobte: „Du bist ein braver Junge, mein Freund! Jetzt spiele, ich rufe dich nachher!“

Friedrich nahm Platz. Gegen seinen Willen drängten die Gedanken in die eingeschlagene Bahn. Er blickte den Adjutanten an und befahl, den Vortrag fortzusetzen. Mit unvermindertem Interesse lauschte er. Als der Offizier geendigt hatte und auf den Entlassungswink wartete, bemerkte Friedrich kurz:

„Hierbleiben!“

Wie jeden Tag brachte der Kammerlakai Glasau die Schokolade, Friedrich lehnte sich in den Sessel zurück; sein Blick empfing den Mann an der Tür und begleitete ihn bis an den Tisch.

„Einschenken!“ befahl er ruhig.

Glasaus Blick wich dem durchdringenden Blicken der Augen des Königs scheu aus. Verwirrt setzte er das Geschirr ab. Seine Hände griffen zitternd ins Porzellan. Erst als der König den Befehl hart wiederholte, konnte er die Kanne ergreifen und eingießen.

„Er zittert ja! Ist er krank? Trink er!“ sagte der König.

In der Tat zitterte der Kammerlakai jetzt wie Espenlaub, flehend sah er den König an; er wollte sprechen, brachte aber kein Wort hervor.

„Trink er!“ wiederholte Friedrich scharf.

Da stürzte der Mann zu seinen Füßen nieder und jammerte:

„Gnade, Gnade! Eure Majestät sollten ja nicht daran sterben, sondern nur dumm werden!“

Der König lächelte verächtlich.

„Stell er die Tasse auf den Boden!“

In schlotternder Angst führte Glasau den Befehl aus.

Einer der Hunde des Königs leckte freudig das süße Getränk; kaum war die Tasse geleert, da begann das Tier kläglich zu winseln, nach wenigen Minuten war es unter qualvollen Zuckungen verendet.

Edmüßer Lotzbeck!

107 Sorten

Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Des Königs Augen leuchteten streng. Wieder wollte Glasau in verzweifelttes Flehen und Jammern ausbrechen, doch Friedrich herrschte ihn an:

„Schweig er jetzt!“

Erregt schritt der König auf und ab; tausend Gedanken erfüllten ihn. Also doch: ein Attentat! Sein Blick traf die feige Zammgestalt des am Boden liegenden Dieners; er glitt weiter zu dem Offizier, der in Habachtstellung bereit stand, jeden Befehl auszuführen.

„Warte er draußen — ich verhöre den Mann selbst! Und kein Wort inzwischen!“

Der Adjutant erwies die Ehrenbezeugung, verließ das Zimmer und wartete in äußerster Spannung auf jeden Laut, bis nach einer halben Stunde das Glockenzeichen des Königs ihn wieder ins Zimmer rief.

Ueber dem Antlitz des Königs lag der Ausdruck düsterer Verslossenheit, bitterer Menschenverachtung und der Entschlossenheit, allen Feinden und allen Gewalten zum Trotz die erkannte Lebensaufgabe zu erfüllen. In beherrschter Schärfe erklang sein Befehl:

„Nach Spandau! Niemand spricht mit dem Gefangenen — auch kein Geistlicher — bis ich Gegenorder gebe! Und er selbst schweigt, wie ich schweigen werde! Ein kleines Zwischenspiel, ein Intermezzo — — Zeit, Schicksal und Geschichte schreiten darüber hinweg — — —!“

Noch einmal läutete, etwas später, der König; ein versonnenes Lächeln verklärte sein Gesicht, als er dem eintretenden Offizier vom Dienst den Befehl erteilte:

„Hol' er mir den Knaben — — er spielt im Garten!“

Um Deutschlands Zukunft Die NSV schützt Mutter und Kind

„Mutter und Kind sind das Unterpfeiler für die Unsterblichkeit eines Volkes.“ Für die Arbeit der N. S. V. war von Anfang an dieses Wort des Reichspropagandaministers wegweisend und richtunggebend. Neben der Durchführung des Winterhilfswerkes und der Hitlerfreiplatzspende, neben dem Tuberkulosenhilfswerk und einer ständig steigenden Zahl von Sonderaktionen waren der weitere Ausbau des Hilfswerkes „Mutter und Kind“ und die Steigerung der Kinderlandverschickung stets eine der größten Sorgen der NS-Volkswohlfahrt.

Schon bald nach Abschluß des ersten Winterhilfswerkes begannen die Vorbereitungen für eine großzügige Müttererholung. Je nach den Familienverhältnissen der Mütter und ihrem Gesundheitszustand wird die passendste Form der Erholungspflege gewählt. Für schwer abkömmliche Mütter, vor allem also für kinderreiche Frauen und Mütter mit kleinen Kindern wurde eine örtliche Erholungspflege geschaffen. Die unter ärztlicher Aufsicht stehenden Mütter verbringen den Tag an einem ruhigen, für Siegeleuren geeigneten Ort und erhalten

aufser einer guten Mittagsmahlzeit Frühstück und Nachmittagskaffee. Für geeignete Unterhaltung und Freizeitgestaltung ist bestens gesorgt. Am Abend begeben sich die Mütter zu ihren Familien zurück.

Jüngere, erholungs-, aber nicht kurbedürftige Mütter werden in sogenannten Mütterfreizeiten zusammengefaßt. Wanderungen, Sport und Gymnastik sorgen hier für Entspannung und Kräftigung des Körpers. Die Unterhaltung der Frauen geschieht in einfacher sportgerechter Weise.

Die besten Erfolge werden durchweg mit einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in einem Müttererholungsheim erzielt. Die N. S. V. verfügte im Frühjahr 1936 über 153 Müttererholungsheime, von denen der größere Teil das ganze Jahr über geöffnet ist. Die N. S. V. trägt nicht nur die Kosten für den Aufenthalt, sie ergänzt auch, wo es nötig ist, Kleidung und Wäsche der Betreuer und stellt überall dort, wo nicht schon Verwandte oder Nachbarn die Sorge für die verwaiste Familie der Verschiedenen übernehmen, die Familienhilfe. Insgesamt wurden seit der Machtübernahme bis zum

Frühjahr 1936 von der N. S. B. 106 000 Mütter in Erholung geschickt.

Die Tätigkeit der N. S. B. für Mutter und Kind erschöpft sich indessen nicht in der Erholungspflege. An allgemeinen **Hilfsmaßnahmen** ist an erster Stelle zu nennen die **wirtschaftliche Hilfe**, die durch Gewährung von Kleidung und von Ernährungsbeihilfen, durch Bereitstellen von Betten und Möbeln den Betreuten unter die Arme greift. Die Ausgaben für Bekleidung und für Ernährungsbeihilfen belaufen sich im Jahre 1935 auf rund 19 Millionen RM. Bis Anfang März 1936 wurden insgesamt 624 000 Betten verteilt, deren Wert einschließlich des mitgelieferten Bettzeuges mit 17,5 Millionen RM. eingeschätzt werden muß.

Die beste Hilfe ist selbstverständlich immer die Beschaffung eines Arbeitsplatzes für den Ernährer der Familie. Die Arbeitsplatzhilfe der N. S. B. arbeitet in enger Zusammenarbeit mit der Deutschen Arbeitsfront und den zuständigen Arbeitsämtern, um vor allem Väter kinderreicher Familien in Arbeit und Brot zu bringen. Da ferner gesunde Wohnungen grundlegende Voraussetzung für die Gefunderhaltung der Familie sind, sucht die N. S. B. die Wohnungsnot durch Vermittlung von Wohnungen, durch Zuschüsse zur Instandsetzung derselben und nötigenfalls durch Umzugsbeihilfen zu bekämpfen.

Eine besondere Bedeutung fällt der Müt-

terfürsorge zu, die sich der werdenden Mütter und Wöchnerinnen, wie auch der ledigen Mutter annimmt. Neben den bereits bestehenden amtlichen Mütterberatungsstellen wurden eigene Hilfsstellen eingerichtet, denen von den Hebammen, Gemeindefürstern und Wohlfahrtspflegerinnen rechtzeitig die werdenden Mütter gemeldet werden. Die Mütter erhalten Anleitung zur Selbstherstellung der Säuglingsausstattung; das notwendige Material wird zur Verfügung gestellt. Außerdem werden im Bedarfsfalle Ernährungsbeihilfen gewährt. Solche Hilfsstellen bestanden im Frühjahr 1936 bereits 24 217. 1935 stieg die Zahl der Besucherinnen auf über 3 Millionen Frauen an. Neben diesen Hilfsstellen wurden bisher rund 2 000 Kindergärten von der N. S. B. gegründet und damit eine Einrichtung getroffen, die nicht nur wichtige Dienste in der Gesundheitsführung unserer Jugend leistet, sondern gleichzeitig sich mehr und mehr zu einer Stätte der praktischen Mütter-schulung entwickelt.

Die N. S. B. konnte alle die erstaunlichen Leistungen nur deshalb vollbringen, weil das deutsche Volk in opferstarker Einsatzbereitschaft jede Maßnahme zum Schutze von Mutter und Kind unterstützte. Dieser neu erwachte Lebenswille wird uns helfen, auf dem einmal beschrittenen Wege zur Höhe rüstig weiterzugehen und Deutschland einer lichtereren Zukunft entgegenzuführen.

Dieß.

Die Zigarre und die donnernde Glocke

Eine Bismarck-Anekdote

Als Gesandter Preußens beim Bundesrat in Frankfurt am Main wohnte Bismarck eine Zeitlang in einem auch von Vertretern anderer Staaten besuchten Hotel. Zu seinem Verdruß mußte er bald feststellen, daß die Zimmer der anderen Herren mit Glocken versehen waren, das seinige aber nicht. Bismarck bat den Besitzer, eine Glocke ein-

richten zu lassen, doch dieser lehnte höflichst ab; bisher sei jeder Reisende mit dem Zimmer zufrieden gewesen, und noch keiner habe eine Glocke vermisst.

Während der Sitzungen des Bundesrates hatte bisher allein der Vertreter Oesterreichs geraucht; dieser Brauch war von den anderen Gesandten stillschweigend als

Erdal ist so billig! **Erdal** für die Schuhe nur

Vorrecht des Vertreters des damals noch bedeutendsten Bundesstaates betrachtet worden. Bismarck war es, der sich — sehr zum Aerger und Verdruß Oesterreichs und zur geheimen Belustigung und innigen Schadenfreude der anderen Gesandten — kaltblütig ebenfalls eine Zigarre anzündete, um auch auf diese Weise die Gleichberechtigung Preußens zu betonen.

Bismarck wäre sicher nicht auf den Gedanken gekommen, in den Sitzungen zu rauchen, wenn er sich nicht herausgefordert gefühlt hätte. Wahrscheinlich hätte er auch die Glockenangelegenheit auf sich beruhen lassen, wenn er nicht begründeten Verdacht gehabt hätte, daß hinter der Weigerung des Hotelbesizers wie bei vielen anderen Nadelstichen Umtriebe der Gegner zu suchen seien. Er sann auf durchgreifende Abhilfe.

Am Morgen nach der Unterhaltung mit dem Hotelbesizer dröhnte eine Detonation durch das Haus. Entsetzt liefen der Besizer, das Personal und die Gäste zusammen, und aufgeregt rannte man durch die Flure, um

die Ursache der Explosion festzustellen; in der ersten Verwirrung glaubte man, ein Attentat sei verübt worden.

Da verschiedene Personen wahrgenommen hatten, daß das schutzartige Geräusch aus Bismarcks Zimmer gedrungen war, klopfte man bei ihm an und trat nach Erhalt der Erlaubnis ein.

Seelenruhig lächelnd stand Bismarck in Erwartung der Besucher mitten im Zimmer; auf dem Tisch lag der noch rauchende Revolver.

In unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit wandte Bismarck sich an den Hotelbesizer:

„Ich bedaure, daß ich Sie erschrecken mußte, aber Sie wissen ja, daß ich keine andere Möglichkeit zum Rufen der Bedienung habe!“

Die Gesandten staunten betreten und verblüfft, der Hotelbesizer wand sich vor Verlegenheit — und zwei Stunden später war auch Bismarcks Zimmer mit einer Glocke versehen.

Der „verlorene Sohn“

Von Hans Lehr

„Ihr Spektakel, als ob Ihr allein auf der Welt wäret!“ sagte die Wirtin erregt und hielt die Tür zum Gastzimmer in der Hand, bereit, sie sofort fahren zu lassen, ins Zimmer im ersten Stock zu eilen und der Mitbewohnerin in ihren Nöten beizustehen, wenn Ruhe eingetreten sei.

„Ei, was ist denn los?“ fragte der Uhrmacher erstaunt, und auch die anderen Schildauer Bürger blickten verwundert. Weshalb war denn die sonst so ruhige Frau so aufgeregt, und warum hatte sie einen roten Kopf? Was wollte sie denn mit den weißen Tüchern und dem großen Waschbeken voll dampfenden heißen Wassers?

Ein feines Stimmchen klang plötzlich durch das Haus in klagendem Wimmern und Schreien. Atemlos deutete die Wirtin nach oben und ließ die Türe fahren. Bevor sie ins Schloß schlug, hörte man die Stimme der Uhrmachersfrau:

„Schnell, schnell, es ist da, ein Bub, ein trummer Bengel!“

Sekundenlang blickten die Männer sich verdutzt an, dann sagte der Steuereinnahmer überrascht:

„Nanu, Wirt, habt Ihr eine Kindbetterin im Haus?“

„Gewiß doch“, antwortete dieser in halb abwesendem Latschen. „Ihr habt es ja gehört. Ein armes Weib ist es, eine Offiziersfrau; ihr Mann, der Leutnant Reithardt, steht bei der Artillerie der Reichsarmee. Die Frau konnte nicht mehr weiter; zu Tode erschöpft ist sie auf einem Leiterwagen eingetroffen. Als meine Frau sah, daß es bald so weit war, nahm sie sie auf. Mühe genug hat es ja gekostet, Platz zu schaffen bei den fortwährenden Einquartierungen.“

„Gerade jetzt, während der Kämpfe, muß die arme Frau ihr Kind zur Welt bringen —“, sagte der Uhrmacher voll herzlicher Anteilnahme.

„Wenn so ein Kerlchen mitten im Kampf zur Welt kommt, sollte man denken, daß es

einmal ein tüchtiger Soldat wird“, antwortete der Wirt verstonnen.

Der Steuereinnehmer, die Uhrmachersfrau und die Tochter des Stadtschreibers ließen es sich nicht nehmen, bei der Laufe des Kleinen als Zeugen mitzuwirken. Man kümmerte sich um die junge Mutter und suchte ihr das gerade in diesen Tagen so sehr entbehrte Heim zu ersetzen. Aber nur wenige Tage der Ruhe waren ihr vergönnt.

Der Große Friedrich drängte die Reichsarmee zurück und schlug sie in der blutigen Schlacht bei Torgau. Der Schicksalswind trieb Frau Reithardt weiter. Sie nahm den wohlverpackten Kleinen auf den Arm, bestieg tapfer den Leiterwagen und floh vor den Preußen, um in der Nähe ihres Mannes bleiben zu können. Die Fahrt war sehr beschwerlich, der Wagen hatte keine Federn, und Stroh und Decken konnten die Stöße auf der schlechten Straße nur schwach mildern. Sie war noch nicht genesen und hatte schon vor der Geburt des Kleinen viele Tagereisen in ähnlich qualvoller Weise zurücklegen müssen. Todmüde schlief sie abends ein; das Kind ruhte in ihrem Arm.

Als sie in der Kühle des Morgens erwachte, galt ihr erster Gedanke dem zarten Kind. Es lag nicht mehr in ihrem Arm; sie sah sich sofort erregt um, und im Entsetzen floh die Schlaftrunkenheit: der Knabe war verschwunden.

Voll heißer Angst und brennender Sorge suchte sie ihn im Wagen; sie durchwühlte die Decken und das Stroh. Keine Offiziersfrau hatte das Bündel gesehen, in das er gehüllt war. Frau Reithardt verließ den Wagen und taumelte die Straße zurück. Um Gotteswillen, hoffentlich war das Kind nicht unter Pferdehufe oder Wagenräder geraten! Gott konnte ihr den Knaben doch nicht schon wieder genommen haben, nachdem er ihn ihr gerade erst geschenkt hatte! Das Kind, das Kind — ihr eigenes Glück und Leben!

Sie passierte Kolonne um Kolonne des schier endlosen Trosses. Offiziere grüßten höflich und zuckten bedauernd die Achseln, und auch Unteroffiziere und Mannschaften verneinten angeichts des verzweiflungsvollen Gesichtsausdruckes teilnehmend ihre Fragen.

Eine neue Kolonne näherte sich. Auf dem Arm trug ein Begleitmann das weiße Bündel von Windeln und Decken. Sorgsam blickte der Mann in das Gesicht des kleinen Schläfers, und öfter zuckte es verräterisch in seinem härtigen und rauhen Kriegergesicht,



als denke er an ein eigenes Kind, das er in ruhigeren Zeiten auf den Armen gewiegt hatte. Der Soldat blickte auf, sah der jungen Frau ins Gesicht und wußte gleich, daß er des Kindes Mutter vor sich hatte. Als sie überglücklich auf ihn zueilte, mit beiden Händen nach dem Kind griff und es herzliche Küsse überließ, überließ er es ihr sofort in zarter Vorsicht.

„Er lag im Weggraben. Nichts ist ihm passiert. Der Schutzengel hat über dem „verlorenen Sohn“ gewacht!“

Voll inniger Dankbarkeit drückte Frau

Reithardt ihm die Hand. Sie konnte nicht wissen, daß sie den künftigen Mitbefreier Preußens und Generalfeldmarschall Graf Reithardt von Gneisenau auf den Armen trug; sie konnte auch nicht wissen, daß sie ihn nur zu bald würde verlassen müssen — oder ahnte sie es? Ihr war, als habe ihre Liebe zu dem gewissermaßen zweimal gebo-

renen Knaben sich vervielfältigt; sie schenkte sie ihm in reichster mütterlicher Güte, als müsse sie ihn für künftige harte Jahre im voraus entschädigen, und sie gab ihm damit die Grundlage für seine Entwicklung zum genialen Soldaten, ihrem Jungen, der Soldat eigentlich vom ersten Tag seines Lebens an war.

Die Lawine

Erzählung von Wolfgang Kemter

Bei der Schauspielerin Rita Nardelli war Abendgesellschaft gewesen. Nur einige Personen, Kollegen und Kolleginnen und ein paar Herren, die nicht vom Bau waren. Man hatte musiziert, gesungen, ein kleines Spielchen gemacht und sich an den kulinarischen Genüssen gütlich getan, die Rita immer bereit hatte. Die Zeit war wie im Fluge vergangen und als der letzte Gast der schönen Wirtin die Hand küßte, war es schon drei Uhr morgens.

Die Dienstboten räumten noch auf, Rita Nardelli aber ging auch zur Ruhe. Als sie ihr Schlafzimmer betrat und zunächst den diesen Abend getragenen Schmuck ablegen und verwahren wollte, sah sie erstaunt, daß die beiden Türchen des zierlichen Schmuckkästchens offen waren. Sie konnte sich genau erinnern, daß sie am Abend, nachdem sie den Schmuck herausgenommen, das Kästchen wiederum in der Lade eines anderen Schrankes verwahrt war. Sie überzeugte sich gleich, daß es noch an seiner gewohnten Stelle lag, die nicht einmal ihre Zofe kannte.

Nun zog Rita Nardelli rasch die Läden des Schmuckkästchens heraus, von einer schlimmen Ahnung erfaßt. Gold und Edelsteine blühten ihr entgegen, plötzlich aber stieß sie einen entsetzten Schrei aus, denn gerade die Lade, in der sie ihren kostbaren Schmuck liegen hatte, eine herrliche Perlenkette, war leer. Wäre vielleicht die Annahme doch noch möglich, daß sie das Schränkchen am Abend nicht geschlossen hatte, so war jetzt jeder Zweifel ausgeschlossen, daß eine fremde Hand es geöffnet und den Perlenschmuck, der um acht Uhr noch da war, entwendet hatte.

Rita Nardelli überlegte. Ihre drei Dienstboten waren über jeden Verdacht erhaben, ehrliche Seelen, treu wie Gold. Ein Dieb konnte in diesen wenigen Stunden nicht eingeschlichen sein. Die Wohnungstür war stets versperrt, der Diener hätte ihn sehen müssen, das Fenster war den ganzen Abend geschlossen gewesen.

Also einer ihrer heutigen Gäste! Aber wer?

Rita Nardelli rief die Dienstboten herbei und verständigte sie von dem Geheimnis. Die drei erschrafen.

„Gnädiges Fräulein“, rief der Diener, „seit acht Tagen hat kein Mensch außer den heutigen Gästen die Wohnung betreten.“

„Ich weiß es, Franz. Aber jetzt nützt alles Nachdenken nichts, ich kann es mir nicht erklären. Nun wollen wir uns noch ein paar Stunden schlafen legen. Um sechs Uhr, Franz, gehen Sie zu Herrn Dr. Jenner. Sie wissen, wo er wohnt. Ich lasse ihn gleich zu mir bitten. Wenn der Herr Doktor kommt, Lisette, führen Sie ihn gleich zu mir. Das Frühstück um halb sieben und nun gute Nacht!“

Rita Nardelli schlief wenig. Ihr Geist war zu sehr mit dem rätselhaften Diebstahl beschäftigt. Schon um sechs Uhr stand sie auf und kleidete sich ohne Hilfe der Zofe an.

Um halb sieben Uhr wurde Dr. Jenner gemeldet. Er küßte seiner schönen Freundin die Hand und fragte, was sie zu so ungewohnter Stunde befehle.

Rita Nardelli berichtete kurz von dem Verschwinden ihres Perlenschmuckes während der gestrigen Abendstunden und schloß mit den Worten: „Es ist eine unerhörte Frechheit, besonders da man weiß, daß



Wasser schmeckt doch am besten!

(Delicé-M.)

einer der berühmtesten Privatdetektive zu meinen besten Freunden zählt."

Dr. Jenner lächelte leise.

"Also", meinte er leichtsin. "Ihre drei dienstbaren Geister lassen wir ganz aus dem Spiele."

Rita legte ihre Hand aufs Herz.

"Doktor!"

"Ich weiß. Wer war da?"

"Wir waren zu acht. Kläre Nordack, Pia Lübben, Hans Kahlen und Betram Wildner, Dr. Janowsky, dann Baron Osten, der seinen Bekannten aus Monte Carlo, Henry Raudel, den auch Sie kennen, mitbrachte."

"Herr Raudel wohnt noch immer gegenüber im Erzelsior?"

"Gewiß."

Dr. Jenner zündete sich eine Zigarette an und sah nachdenklich den Rauchwolken nach. Plötzlich sprang er auf.

"Zeigen Sie mir den Schrank!"

Er untersuchte ihn mit einer Lupe, auch die Umgebung.

"Der Dieb hat es noch gut gemeint", sprach Rita, "er begnügte sich mit der Perlenkette und ließ alles andere unberührt."

"Er wird wohl nicht so viel Zeit gehabt haben, das mußte rasch gehen. Für länger hat wohl gestern niemand das Wohnzimmer verlassen?"

"Nicht, daß ich wüßte."

"Sehen Sie. Uebrigens alle Achtung, das war eine gute Leistung, wenn auch alles vorbereitet war. Herein durch jene Türe, das Kästchen mit dem bereitgehaltenen Schlüssel aufgesperrt, ein Griff und Schluß. Kannte Herr Raudel das Kästchen?"

"Er ist Schmuckliebhaber, und ich habe ihm meine Perlen auch schon gezeigt."

"Gestern?"

"Nein, früher einmal, als er mit Osten bei mir war."

"Wissen Sie etwas Genaueres über diesen Mann?"

"Ich? Nein. Osten hat ihn eingeführt; er wurde mit ihm in Monte Carlo bekannt; darauf hat Raudel den Baron hierher begleitet. Ein reicher Weltbummler, wie ich vermute."

"Oder Abenteurer."

"Doktor, Sie fürchten?"

"Wer sonst! Denken Sie nach, Rita."

Rita Rardelli wußte keine Antwort.

"Sie haben schon recht, Doktor. Ich kann es aber nicht glauben, daß dieser elegante Weltmann ein gewöhnlicher Dieb sein soll."

Dr. Jenner lächelte. "Gewöhnlich ist das gerade nicht, eine solche Perlenkette zu stehlen."

Nun mußte auch Rita lachen. "Sie verstehen mich schon, Doktor."

"Gewiß verstehe ich Sie, doch das Leben hat mich schon ganz andere Sachen gelehrt. Nun wollen wir sehen, ob wir auf falscher Fährte sind."

"Was wollen Sie tun?"

"Zunächst ein paar harmlose Erkundigungen einziehen. Auf Wiedersehen."

"Gott zum Gruß, Doktor! Schaffen Sie mir meine Perlen wieder her."

"Das wird mein Bestreben sein . . ."

Dreiviertel Stunden später war Dr. Jenner wieder bei der Tänzerin.

"Doktor!" rief Rita Rardelli, ihm entgegenretend.

"Die Rechnung, denke ich, stimmt. Henry Raudel hat vor einer Stunde das Hotel verlassen und ist zum Westbahnhof gefahren, wo er um sieben Uhr fünfundvierzig abgedampft ist."

"Und Sie glauben, Doktor?"

"Daß ihre Perlen mitgefahren sind."

"Unerhört. Was gedenken Sie zu tun?"

Rita, fragen Sie zuerst, was ich getan habe. Nach Zürich an einen guten Bekannten vom Fache ein Ferngespräch geführt. Herr Raudel wird dort erwartet und wird einen etwas unfreiwilligen Aufenthalt nehmen. Ich fahre um zehn Uhr fünfzig mit dem gewöhnlichen Arlberg-Schnellzug bis Feldkirch, steige dort in den Schweizer Zug und komme einige Stunden später nach Zürich als Raudel. Dann werden wir sehen."

"Ich danke Ihnen, Doktor. Sie denken an alles. Nehmen Sie eine Tasse Tee?"

"Wenn ich bitten darf. Dann fahre ich noch zu Osten und mache mich hernach reisefertig. Uebermorgen abend hoffe ich zurück zu sein . . ."

*

Nach riesigen Schneefällen und darauf folgenden kalten Tagen war es in den Alpen plötzlich über Nacht warm geworden. Vom Süden kam der Föhn und brachte Bewegung in die Schneemassen.

Der Wien-Paris-Expreßzug hatte den Arlbergtunnel hinter sich und soeben die Station Langen verlassen. Er kam aber nicht weit, denn schon wenig später wurde er in einer kleinen Station angehalten. Hier empfing die Reisenden eine trostlose Kunde. Vor etwa einer halben Stunde war westlich der Station eine riesige Lawine niedergegangen, die den Bahnkörper auf eine lange Strecke viele Meter hoch verschüttet hatte. Es würden jedenfalls Stunden vergehen, bis die Gleise freigemacht waren.

Während sich die meisten Reisenden wieder in die gutgeheizten Wagen zurückzogen, und sich ins Unabänderliche mit Ergebung schickten, lief ein großer, eleganter Herr in Pelzrock und Kappe zu dem inmitten einer Gruppe von Eisenbahnern stehenden Zugführer und fragte erregt: „Wie lange bleiben wir hier liegen?“

Der Beamte suchte die Achseln.

„Mein Herr, das ist ganz unbestimmt. Die Arbeiter können in längstens einer halben Stunde hier sein. Doch ist die Lawine, wie es scheint, sehr groß. Vier bis fünf Stunden wird es sicher dauern, vorausgesetzt, daß der Oberbau nicht gelitten hat.“

„Ich kann nicht warten und muß sofort weiter“, rief der Herr ungeduldig. „Gibt es keinen anderen Weg?“

Einer der Eisenbahner meinte: „Sie müssen selbst schauen, ins Dorf hinunter zu kommen. Ist freilich heute nacht eine gefährliche Sache, wo eine Lawine nach der andern niedergeht. Aber im Dorfe wäre vielleicht schon ums Geld ein Schlitten nach Bludenz zu bekommen, von wo der Herr mit der Bahn weiterfahren könnte.“

„Gut, eine Lösung! Wo geht der Weg?“

Da sprach der Zugführer: „Allein können Sie unmöglich gehen, es ist ein schmaler, steiler Fußweg. Ob Sie jemand finden, der Sie führt, bezweifle ich, denn es ist lebensgefährlich.“

„Einerlei, ich muß. Wer geht mit? Ich biete tausend Schilling!“

Die Männer schwiegen.

„Also dann zweitausend Schilling!“

Da trat ein noch jüngerer Mann vor. Es war ein Ablösvächter, der gerade noch frei war.

„Abgemacht, Herr, ich führe Sie ins Dorf. Beim Sternwirt bekommen Sie einen Schlitten.“

Nachdem der fremde Herr seinen Koffer und der Wächter seine Laterne geholt hatte, traten sie die Wanderung an.

Dann kam von Bludenz her ein Arbeiterzug, bald waren viele Männer mit dem Begräumen der Schneemassen beschäftigt.

Zimmerhin vergingen Stunden um Stunden. Schon war in Langen der Arlberg-Schnellzug von Wien eingetroffen. Dort erfuhr Dr. Jenner, daß der Wien-Paris-Expreß noch immer eine halbe Stunde weiter vorn in der Station A. stehe.

Famos! Dr. Jenner sprach mit dem Stationsvorstand und legitimierte sich.

Der Beamte war sehr zuvorkommend. „Ich stelle ihnen eine Draisine bis A. zur Verfügung, dort werden Sie den Expreß noch antreffen.“

„Ganz ausgezeichnet. Vielen Dank, Herr Vorstand.“

Die Draisin fuhr ab. Bald war der Expreß erreicht. Dr. Jenner bedachte die beiden Männer, die ihn herangefahren hatten, mit reichlichem Trinkgeld und sprach dann ein paar Worte mit dem Zugführer des Expreß.

Dr. Jenner ging durch den Wagen. Unauffällig musterten seine scharfen Augen die Reisenden. Henry Mandel war nicht darunter.

Alle Wetter, wo war der Mann hingekommen?

Das Rätsel löste sich bald, als er nachher den Gesuchten dem Zugführer beschrieb.

„Ich begreife jetzt“, rief der Beamte. „Das ist der Herr, der sich gleich, nachdem wir angekommen waren und nicht weiter konnten, von einem Manne ins Dorf hinunterführen ließ, wo er einen Schlitten nach Bludenz mieten wollte. Das war vor ungefähr fünf Stunden. Sein Vorhaben dürfte ihm gelungen sein. Er wird von Bludenz mit dem Personenzug nach Feldkirch gefahren und dort in den Schweizer Zug umgestiegen sein.“

Dr. Jenner war sehr enttäuscht. Die Geschichte mit der Lawine hatte sich so schön angefallen, aber Henry Mandel hatte Eile und fürchtete offenbar die Verfolgung. Nur kam er vielleicht mit einem Zuge nach Zürich, auf den sein Freund gar nicht acht gab. Dadurch wurde die Verfolgung viel schwieriger, wenn nicht aussichtslos.

Dann kam die Meldung, daß die Gleise foeben frei geworden seien.

Dr. Jenner stieg nun in den Expresz ein, der sich gleich darauf in Bewegung setzte. In Bludenz war kurzer Aufenthalt, den Dr. Jenner dazu benützte, nach Zürich zu depeeschieren. Vielleicht ging es noch. Dann fuhr der Expreszzug mit seiner gewohnten Geschwindigkeit der Schweizer Grenze zu.

Als er nach Zürich kam, sah Dr. Jenner seinen Freund Häberlin schon auf dem Bahnsteig warten. Im nächsten Augenblick drückten sie sich die Hände.

„Ist er da?“ fragte Dr. Jenner.

„Nein. Bekam ihre Depesche von Bludenz rechtzeitig. War am Bahnhof, als der Personenzug von Sargans einlief. Ihr Mann war nicht darinnen.“

„Alle Wetter, dann ist er uns doch entwichen. Nun heißt es weitersuchen. Zuerst aber überlegen und frühstücken.“ — —

Zur selben Stunde fast machten Kloster-taler Bauern einen merkwürdigen Fund. Als sie am Morgen vom Dorfe K. zu der hoch über der Talsohle gelegenen Station N. hinaufsteigen wollten, fanden sie den schmalen Fußweg ebenfalls durch eine Lawine meterhoch verschüttet. Am Abend war der Weg noch frei gewesen.

Als man dann auch diesen Schneemassen zu Leibe ging, da wurden aus ihnen zum Entsetzen aller zwei Männer ausgegraben. Beide schon tot. Der eine war der ledige Ablöswächter Franz Barbisch, der andere ein vornehmer fremder Herr im Pelzmantel. Neben Barbisch fand sich eine Laterne und ein Koffer.

Die Kunde von dem Unglück kam zur Station hinauf und erhielt dort Aufklärung. Der fremde Herr war jener, der mit dem Expresz angekommen war. Er hatte

den unfreiwilligen Aufenthalt des Zuges nicht abwarten, sondern, nachdem er sich Barbisch als Führer gedungen, ins Dorf hinunter wollen, um dort einen Schlitten zu mieten, damit seine Reise keine Unterbrechung fände.

Auf dem Abstieg zum Dorf mußten die beiden von der Lawine überrascht und verschüttet worden sein.

Während man den toten Bahnwärter in seinen Heimatsort überführte, forschte die Gendarmerie in den Taschen des toten Fremden nach Name und Herkunft. Man fand einen auf Henry Raudel aus Paris lautenden und einen auf Richard de Ponieux aus Marseille ausgestellten Paß, eine große Summe Bargeld und in einem Lederbehälter eine herrliche Perlenkette.

Zwei Tage später hörte Dr. Jenner in Zürich von dem Lawinenunglück. Er telegraphierte sofort an das Gericht in Bludenz und fuhr mit dem nächsten Zuge dorthin ab.

Der fremde Tote war indessen in aller Stille beerdigt worden. Freilich wußte man nicht ob nun auf dem kleinen Dorffriedhofe Henry Raudel oder Richard de Ponieux für immer ruhe.

Dieses Rätsel konnte auch Dr. Jenner nicht lösen. Er hatte den Toten als Henry Raudel bei Freunden kennengelernt und wußte weiter nicht von ihm. Sein Verdacht aber, daß er der Dieb der Perlenkette sei, hatte sich bestätigt.

Dieses Rätsel wurde nie gelöst, da sowohl aus Paris wie auch aus Marseille die Meldung kam, daß an dem einen Orte kein Henry Raudel und in dem anderen kein Richard de Ponieux bekannt und gemeldet sei

Soldaten-Humor

Von Feldwebel Ludwig Schwemmer (Copyright 1936 by Mahden-Verlag, Berlin SW 68)

Lustige Stückchen passieren immer und überall im Leben, und die Menschenlein, die mit oder ohne Absicht ihre Umgebung in Heiterkeit und gute Laune versetzen, sterben Gott sei Dank nicht aus. Daß gerade beim Militär die für Humor empfänglichsten Gemüter existieren, ist eine bekannte Tatsache.

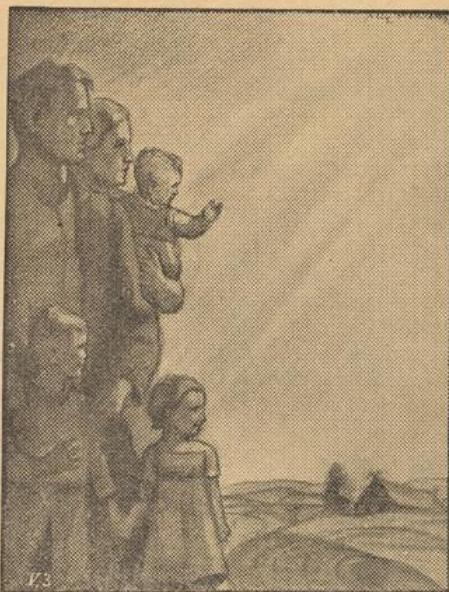
Die Eigenart des Dienstes und das Leben vieler sonst verschiedener Menschen in einer Gemeinschaft ziehen heitere Momente förmlich an den Haaren herbei. Darüber hinaus verhelfen gar oft schrullige Köpfe dem Humor zu seinem Recht. Oft sind es Typen, die keinesfalls durch Dummheit,

sondern durch ein aus Naivität, Unkenntnis und Schlaueit gepaartes absonderliches Benehmen und Sichgeben aus der Masse hervortreten und den Vorgekehrten viel Kopfzerbrechen verursachen. Hat man einmal erkannt, daß nicht böser Wille die Triebfeder ihrer Handlungen ist, so umgibt sie bald ein mystischer Schleier, aus dem sie ab und zu einen Ausfall machen, der von den Kameraden als selbstverständlich und von den Vorgekehrten mit Schmunzeln aufgenommen wird. Einige wahre Beispiele mögen die Gestalt eines solchen Mustereemplares zeigen.

Der Leutnant hält Unterricht an die jungen Soldaten. Er erklärt gerade die Längen- und Breitengrade der Erde. „Die Längengrade laufen rund um die Erde, die Entfernung zwischen ihnen ist am Äquator am größten, während sie nach den Polen zu immer geringer wird.“ Er macht eine Pause und meint dann: „Wenn ich nur eine Apfelsine hätte, dann könnte ich euch eher die Sache plausibel machen. Wer holt schnell eine Apfelsine aus der Kantine?“ Unser Zips meldet sich und ist auch schon zur Tür hinaus. Nach langer Zeit kommt er wieder, meldet, daß er leider keine Apfelsine aufgetrieben, daß er aber als Ersatz für die Darstellung der Erdkugel einige Kartoffel und eine große Zwiebel aus der Kantine mitgebracht habe. Dann legt er mit stolzer Ruhe und im Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben, die Knollen auf den Tisch. Ein unbeschreibliches Gelächter folgt. Selbst der Leutnant kann nicht an sich halten. Er schneidet die Zwiebel in zwei Hälften, reicht eine davon Zips und befiehlt ihm, fest daran zu riechen. Die erwarteten Tränen bleiben aber leider aus. Zips dreht geschickt die Zwiebel um und riecht an der Schale, während der Leutnant schon verdächtig mit den Augen zwinkert.

Ein andermal. Wir üben Marschsicherung. Die Kompagnie steht im Kasernenhof. Eine Spitze von acht Mann geht ab und marschiert aus dem Kasernentor. Dann folgen mit je 50 Schritt Abstand die Verbindungsrotten, die dazu dienen, Befehle durchzugeben und die Verbindung mit der Spitze und der nachfolgenden Masse der Soldaten aufrechtzuerhalten. Zips gehört zu den Verbindungsrotten. Er hat bereits das Kasernentor passiert und walzt, das

Gewehr unter den Arm geklemmt, am Straßenrand dahin und hält genau seine 50 Schritt Abstand vom Vordermann. Sein Nebenmann ist ein „ganz Junger“ und macht nur, was Zips tut. Einmal blickt Zips sich um, niemand folgt. Nach 150 Meter meint er kopfschüttelnd: „Nu, dauert aber lange, wo ist bloß der Hintermann.“ Nach 200 Meter wird er aber unruhig, bleibt unschlüssig stehen, marschiert aber dann stramm weiter. Dann dreht er sich wieder um, sieht, wie der Leutnant zu Pferd im Galopp heranwirbelt. Ganz entrüstet faucht er Zips von oben herunter entgegen: „Menschenkind, sehen Sie denn nicht, daß der ganze Verein abreißt? Was haben Sie denn gemacht?“ „Ach hab' schon g'schaut“ stottert Zips. Später bei der Besprechung fuchtelt der Leutnant mit den Armen und seine grollende Stimme schraubt sich immer höher: „Läßt der Mann die ganze Armee abreißen und anstatt halten zu lassen, schaut' er. G'schaut' hat er! G'schaut'!!“



Sib der NSD Freiplätze für ihr Hilfswerk:

Mutter und Kind
Kinder-Landverschickung
Hitler-Freiplatzspende

Die Kompagnie übt im Gelände. Der Leutnant ist nicht da. Die älteren Leute, zu denen Zips gehört, sind als Gruppenführer eingeteilt und sollen lernen, wie man eine Gruppe führt. Die Unteroffiziere wollen ihren Spaß haben und beschäftigen sich gerne mit Zips. „Übernehmen Sie den Zug“, sagte der Feldwebel zu ihm, „und üben Sie Gefechtsdrill.“ Zips ist ganz verdattert, aber er faßt sich schnell wieder. Er weiß zwar nicht recht, was er mit dem „Gefechtsdrill“ anfangen soll, aber irgendwie muß er mit dem Auftrag fertig werden.

Als „Zugführer“ wirft er sich in die Brust und schreit: „Gruppenführer zu mir!“ Da kommen Sie, seine Kameraden, klappen die Hacken vor ihm zusammen und lächeln in der Erwartung, was da kommen soll. Zips' Gesicht ist eine eiserne Maske. Die Hoheit des Zugführers geht von ihm aus,

als er spricht: „Die Gruppenführer üben jetzt mit ihren Leuten Gefechtsdrill. Was verstehen Sie darunter?“ herrscht er einen an. Der ist ganz benommen und zählt einiges auf. „Gut“, meint Zips, „Sie wissen ja Bescheid. Der Zug zieht sich auseinander, die Gruppenführer übernehmen ihre Gruppen und ich habe die Aufsicht. Dann hängt er stolz sein Gewehr um und im gemüthlichen Spazierschritt wandert er von einer üben- den Gruppe zur anderen und sieht sich in Gemütsruhe die Arbeit an. Die Unteroffiziere lachen über ihren Zips, der sich mal wieder schlau aus der Klemme zu ziehen wußte.

Aber den Vogel hat unser Zips als Rekrut abgeschossen. Diesen Fall erzählt er selbst immer sehr gerne und lachte dann über seine einstige Naivität.

Die Heimat ruft

Skizze von Arthur M. Braedrich

Endlos sind die Schneeflächen östlich von Jakutsk, ein Reich des starren, weißen Schweigens. Nur die rauchgeschwärzten Schloten des Silberbergwerkes geben dem Auge einen Ruhepunkt. Müde zieht ein Schwänenpaar wärmeren Landstrichen entgegen; in Richtung Sinskoje geht sein Flug.

Drei blauäugige Männer, angetan mit dem Anzug des Verbannten, gekennzeichnet durch einen breiten, grauen Streifen auf dem Rücken, sehen hinterfönnig den Tieren nach. Müde hängen ihre Schultern; schwerer lastet die Verbannung auf ihnen. Aber ihre Gedanken sind locker, eilen, eilen den Schwänen voraus, eilen in die Heimat.

Irregeleitet, waren die drei in dieses Land gekommen, um Brüder unter Brüdern zu sein — sie fanden Sklaven. Kaum hatten sie es erkannt und ausgesprochen, da schlug man sie in Ketten . . .

Nun sind sie gefesselt seit Jahr und Tag an dieser Stätte, wo grünes Leben, kaum gekommen, schon wieder vergeht, wo jeder Morgen erwacht im Versten der Erde und der Eiszshollen. Wo der in Tod einherschreitet, als sei er ein ständiger Gast. Er zeigt sich in Weiß, im Kleide der Unschuld, des Glücks; er lauert vor den Baracken, uner-

müdtlich. Hart folgt er den Menschen auf den Fersen, gierig zupackend, sobald sein Leibeigener, der Schneesturm, ein Leben blendet. Seine kalte Hand läßt pulsierendes Blut langsam, langsam erstarren, während der Leibeigene ein Grab zusammenlegt . .

Die drei wenden sich ab, keiner sucht den Blick des anderen.

Wieder neigt sich ein Tag und stirbt. Der Sterne Strahlen zittern herab. Zu unbestimmbarer Ferne umarmen sich Erde und Himmel. Der Schein einer ruhenden Petroleumlampe geistert vor dem Fenster. Ein haufälliger Lehmojen kämpft mit der durch Lür, Fenster und Wände eindringenden Kälte. Im Gebälk knistert der Frost, draußen bellen heißer die Füchse. Sonst ist es still.

Der Ältere von den dreien erhebt sich. Des Ofens zuckende Glut malt verworrene Schatten auf der Balkenwand hinter seinem Rücken. Er spricht. Er spricht von Geduld und dann von dem einst anbrechenden Tage des Freiweins. Und er spricht von der Heimat, und seine Stimme ist verschleiert, als er sagt:

„Brüder, immerfort höre ich die Heimat, die Ostsee, unser liebes Eiland rufen. Hört

ihr's rauschen und klingen? — — — Du, mein Eiland! Da liegst du, einsam und versteckt vor der lauten Welt, umbrandet, ungeschützt gegen schwere Stürme. Und weit in der Ferne sehen wir die Ufer, mit denen du einst verbunden warst. Seht ihr dort drüben den Kiefernwald sich wiegen? Eisen trokt er dem Wetter, das vom Belt und Sund das Wasser peitscht. Wißt ihr's noch, wenn im Herbst der Nebel uns die Augen band? Wir wußten, daß im Ost das Festland ist, sehen konnten wir es nicht. Wir hörten nur das Gurgeln der glatten Wellen, und wir erschauerten. Es war uns, als verhöhten die murmelnenden Wellen all die ängstlichen Maßnahmen, die für die Einfahrt suchenden Schiffe getroffen wurden. Rebellhörner echoten am Gestade.

Legte dann endlich der Südwest landwärts, die Rebellschwaden zerreißend, das Meer aufwühlend, so wußten wir von dem Ringen stählerner Seemannsmuskeln mit den Wassern. Er heulte und brauste, es zischte und kochte. Die Frauen und Mütter kamen geschlichen durch das schiffbewachte Moor, und sie suchten die See ab, ob nicht doch das gereifte Segel des Verforgers in Sicht, der Gefahr entronnen. Entdeckten sie es: jäher Jubel hallte gen Himmel. . . . Doch still: abseits sehe ich ein altes Mütterchen; mit gichtigen Händen löst es ein rotes Halstuch vom Strandardorn. Das ist das einzige von ihrem Jungen, das das Meer zurückgab. Ohne Klage geht das Mütterchen heim, mit dem zerfetzten Tuch am Herzen. Die anderen Frauen sehen sich an: vielleicht gehen sie morgen, übermorgen den gleichen Weg. . . .

Jedoch an heißen Julitagen, wenn Städte unsere Insel besuchten, um neue Kraft zu schöpfen für das Leben in den großen Häusermeeren voller Dunst, dann lag die See wie eine spiegelnde Fläche da. — Und wir — wir ritten durch das blühende Land unserer Väter, ohne Sorgen und in Freiheit. Wir achteten nicht auf die vielen Blumen, die unter der Pferde Hufe verblute-

ten: allmorgendlich erwachten neue, Gott zum Danke, uns zur Freude. Oh . . . kniend würden wir hier eine Blume anbeten, fänden wir nur eine."

Um die Baracke heult der Sturm. Ost ist es die See? . . .

"Lebendig begraben sind wir," zittert jetzt des Sprechers Stimme. "Wann, o wann sehen wir unsere Ostsee wieder? Wann hören wir ihrer Wellen Schlag? Wann füllt ihr salziger Brodem unsere Lungen? Leise, aufgewühlt, seht er hinzu: "Freunde, das Heimweh martert mich!"

Und dann ein Schrei. "Ich muß fort aus dieser weißen Hölle! Fort!"

Der Schrei stand im Raum, statt zu verklingen. Bis die Frage fiel: "Wollt ihr mit mir?"

Da zerbrach auflodernde Sehnsucht die letzten Bedenken. Zäh flogen die Hände ineinander und ein Schwur, Kameraden zu sein und zu bleiben bis in den Tod, stand neben dem Sehnsuchtschrei.

Frostharte Tage sind vergangen. Die Stiefel der Fliehenden durchbrechen die Schneekruste. Dunkle Wolken steigen auf, die Sonne verfrücht sich, bahnt sich wieder den Weg, doch dann wälzt sich ein massiger Wolfenberg vor sie. Sturm wächst heran, Flocken wirbeln vom drohenden Gewölk. Stumm sehen sich die drei an; ein jeder weiß es, aber niemand wagt das Fürchterliche auszusprechen. Die Uhren ihres Erdenlebens ticken dem Ende zu, unhaltbar, grausam schnell. Bald, bald werden die Schläge verklingen, denn in weiter Kunde keine bewohnte Stätte, nur Schnee, Schnee und graue erstarrte Erde. . . .

Am anderen Morgen. Ein heiterer Tag. Ungeändert gleitet der Sonne Lichtbündel herab; der Sturm ruht. Langgestreckte Schanzen in weiter trostloser Ebene sind stumme Zeugen grauenvollen Tobens.

Dort ein einsamer Hügel aus Schnee. Ein Stiefel lugt aus ihm hervor, die Spitze in den Himmel gerichtet. Und aus der Seitwand stößt eine erstarrte, geballte Hand.

Erdal hilft sparen!
Schuhcreme

Ein für allemal **Erdal**

Das Grab im Berg

Von Wolfgang Kemter

Armin Nossel war infolge der Zugspä-
 verspätung schon im letzten Drittel seines
 Weges zum kleinen Bergdörflein, von dem
 aus er ein paar Schitouren machen wollte,
 in die Dämmerung geraten. So strebte er
 denn auf seinen Brettern, die schon auf
 Grönland und in Alaska seine Begleiter
 waren, aufwärts.

Als er rasch auf gutgebahntem Wege ein
 kleines Gehölz durchfahren hatte, lag das
 Dorf knapp vor ihm. In wenigen Minu-
 ten hatte er das erste Haus erreicht. Da
 stockte sein Fuß. Kleine Lichter brannten
 seinen Blick. Ueber die niedrige, fast im
 Schnee verschwindende Friedhofmauer sah
 er, daß dort einsam in dunkler Nacht auf
 einem Grabe ein kleines Tannenbäumchen
 stand, auf dem etwa ein Duzend Kerzen
 in der klaren, stillen Winterluft ruhig, fast
 ohne Flackern brannten. Der Anblick war
 so seltsam, so feierlich und ergreifend, daß
 Armin Nossel eine ganze Weile stand und
 auf die Lichterpracht starrte. Dann band er
 sich die Schi los, einer unwillkürlichen Reg-
 ung gehorchend, lehnte sie an die Mauer
 und betrat die stille Stätte ewiger Schlä-
 fer. Bald hatte er das Grab erreicht. Im
 Scheine der Lichter las er auf der Tafel des
 schlichten Holzkreuzes: „Hier ruht in Gott
 Herr Dr. Erich Holzhausen, praktischer Arzt
 in Köln a. Rh., der am 2. Februar (Mariä
 Lichtmess) 1929 auf seiner Schitour tödlich
 verunglückte.“

Armin Nossel stand wie zu Stein er-
 starrt. Welch seltsame Fügung! Wegen des
 Mannes, der hier auf einsamer, weltferner
 Bergeshöhe für immer schlief, hatte er einst
 Heimat und Vaterland verlassen, alle Brük-
 ken hinter sich abgebrochen und sich jahrelang
 mit Forschungsgesellschaften in den Eis- und
 Schneewüsten Grönlands und Alaskas he-
 rumgetrieben. Und nun führte ihn sein
 Weg gerade zu dem Grabe jenes Menschen,
 der ihm einst das Schönste genommen, was
 er sich vom Leben erhoffte, und ihn so bet-
 telarm gemacht hatte.

Wieder jährte sich der Todestag. Darum
 war ohne Zweifel in sinniger Weise das
 Grab geschmückt, vielleicht von jener Hand,
 die —. Armin Nossel durchlief es heiß,

Er verließ den Friedhof, nahm die Schi
 und schritt zum Gasthause hinüber, das noch
 beleuchtet war. Armin Nossel traf den Wirt
 brachte die Sprache gleich auf das Grab.

„Ja“, meinte der Wirt, „das war ein
 recht trauriger Fall. Gerade am heutigen
 Tage geschah das Unglück. Da hat der
 fremde Herr, obwohl Föhnwetter eintrat,
 und ihn der Herr Pfarrer, bei dem er wohnte,
 ausdrücklich auf die Gefahr aufmerksam
 machte, die Schitour doch ganz allein unter-
 nommen und ist denn auch in einer Lawine
 zugrunde gegangen. Seine Leiche konnte erst
 nach einer Woche geborgen und hier begraben
 werden. Seitdem kommt keine junge
 Frau immer am Todestage hierher, scheut
 die weite Reise nicht und feiert hier mit
 dem Toten Weihnacht, indem sie ein kleines
 Lichterbäumchen auf dem Grabe anzündet.“

Der Wirt wurde weggerufen, und Ar-
 min Nossel war mit seinen Gedanken allein.
 Die gingen weit zurück, wo er als Assistent
 an der Universität in Köln arbeitete. Durch
 einen Freund eingeführt, verkehrte er viel
 im Hause des Stadtbaumeisters Klingen-
 bach. Amalie Klingenbach, die älteste Toch-
 ter des Hauses, hatte es ihm bald angetan.
 Er war so glücklich, hoffen zu dürfen, daß
 seine Gefühle erwidert würden. Freilich
 war an eine Verbindung nicht zu denken, so
 lange er nur Assistent war. Um schneller
 das ersehnte Ziel zu erreichen und eine au-
 ßerordentliche Professur zu erlangen, schloß
 er sich einer Forschungsreise nach Grönland
 an. Bei Klingenbach verkehrte auch jener
 Dr. Erich Holzhausen, der sich kurz vorher
 als Arzt in Köln niedergelassen hatte. In
 seiner hürschikofen Art machte er auch Ama-
 lie den Hof; aber Nossel glaubte, ihn nicht
 fürchten zu müssen. Da geschah doch das
 Unerwartete, das ihn zum freud- und glück-
 losen Menschen machte. Als er von jener
 Reise zurückgekommen war, hatte er sich
 noch für einige Tage in Berlin aufhalten
 müssen. Eines Abends las er im Hotel
 heimatische Zeitungen. Im Anzeigenteil der
 einen fand er folgende Notiz: „Als Ver-
 mählte empfehlen sich Dr. Erich Holzhausen
 und Amalie geb. Klingenbach.“

Vierundzwanzig Stunden lang hatte ihm damals jede Denkkraft gefehlt, so hatte ihn dieser Schlag getroffen. Dann aber hatte er sich, nur um nicht zurückkehren zu müssen, ohne zu überlegen, einer anderen Forschungsreise nach Alaska angeschlossen, die schon drei Wochen später für mehrere Jahre Europa verließ. Und als sie zu Ende war, zog er noch einmal für zwei Jahre nach Grönland, und heute waren sechs Jahre seitdem vergangen, und die Heimat war ihm fremd geworden. Eltern, Geschwister oder nähere Verwandte lebten nicht mehr, allen anderen Verkehr hatte er abgebrochen.

Und nun fand er in dem kleinen Alpendörfchen, in das ihn ein Zufall führte, das Grab jenes Mannes und vielleicht auch die Frau, die ihm damals so wehe getan hatte.

Als Armin Nossel am anderen Morgen durch die Dorfstraße ging, sah er eine schwarzgekleidete Frauengestalt auf dem Friedhof vor jenem Grabe stehen. Da fing sein Herz wie rasend zu klopfen an, ein Beweis, daß nichts vergessen und nichts überwunden war. In diesem Augenblick wendete sich die Frau vom Grabe ab, ging ein paar Schritte und trat aus dem Friedhof.

Armin Nossel wurde vor Erregung blaß — denn er stand einer völlig Fremden gegenüber, die er nie in seinem Leben gesehen hatte. Die Frau wollte vorübergehen, da sprach er sie an: „Gnädige Frau, verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrem Schmerze störe, allein ich habe Herrn Dr. Holzhausen einst sehr gut gekannt.“

„Sie haben meinen Mann gekannt?“

„Ich habe vor Jahren viel im Hause des Stadtbaumeisters Klingenbach verkehrt; dort lernte ich ihn kennen.“

„Ach, im Hause meines Onkels!“

„Der Herr Stadtbaumeister ist . . .“

„. . . ein Bruder meines Vaters, der Arzt in Bonn war. Anlässlich einer Kongressreise lernte ich Erich kennen, später haben wir geheiratet. Mein Herr, nun

glaube ich auch Sie zu erkennen, nach einem Bilde, das ich bei meiner Kusine sah, die ebenso wie ich Amalie heißt. Mein Vater und Onkel haben nämlich jeder einer ihrer Töchter den Namen ihrer Mutter gegeben, die sie so sehr geliebt hatten. Herr Dr. Nossel, nicht wahr, der Grönlandsforscher?“

„Gnädige Frau haben sich nicht getäuscht!“

„Erich erzählte mir von Ihnen, als damals Ihr Buch über Grönland erschien, und auch davon, daß Sie der Wissenschaft scheinbar ein Lebensglück opferten.“

Seite an Seite gingen sie die Dorfstraße hinauf. Mit wenigen, schmerzdurchbehten Worten hatte Armin Nossel seiner Begleiterin jenes furchtbare Mißverständnis erklärt, das ihn glück- und heimatlos gemacht hatte und von dem er erst heute erfuhr.

Mit leiser Stimme fragte Armin Nossel: „Gnädige Frau, darf ich fragen, wie es ihrer Kusine geht?“

„Amalie führt ihrem immer noch rüstigen Vater den Haushalt. Es ist recht einsam um die beiden geworden.“

„Verehrte Frau, bleiben sie noch lange hier?“

„Nein, ich fahre sogleich nach Köln. Fahren Sie mit.“

„Glauben Sie, daß ich darf? Es war ein unselbiges Mißverständnis, aber doch meine Schuld. Ich habe zu schnell alles verloren gegeben. Kann eine Frau das verzeihen?“

„Wenn sie liebt, auf jeden Fall!“ —

Fünf Stunden später saß Armin Nossel mit Amalie Holzhausen im Schnellzug und fuhr der rheinischen Heimat zu.

Kostbare Jahre waren versäumt, aber — zwei Tage später hielt er das Glück in den Armen, das ihm für immer verloren schien.

Seltames Geschehen. Aus dem Grabe in fernen Bergeshöhen sproßte das Glück zweier froher Menschen.

Erdal ist sehr ausgiebig!
Schuhcreme

für die Schuhe
nur **Erdal**

Zum Wandern unserer HJ.

Mit 5 Abbildungen von Fr. Mücke

Das gewaltige Ringen unseres Führers und seiner Mitarbeiter führte trotz aller Schwierigkeiten zum Erfolg, zu einem Erfolg, den die Umwelt staunend zu begreifen scheint. Wie genial der beschrittene Weg ist und wie weitfichtig hineingebahnt in eine sichere deutsche Zukunft, zeigt sich in der Fürsorge und Pflege unserer Hitlerjugend, die einst das Erbe anzutreten, zu mehren und zu wahren haben wird.

Ein jeder ist stolz, wenn er sieht, wie die strammen Hitlerjungen im Gleichschritt Kilometer um Kilometer hinter sich bringen, unverdrossen und ausdauernd, ein Lied auf den frischen Rippen.

Aber ebenso herzerquickend ist es, zu beobachten, wie unser Nachwuchs seine Vorbereitungen zu Ausmärschen und Übungen trifft. Dazu ist erforderlich, daß der Tornister vorschrittmäßig gepackt wird. Dieser muß alles enthalten, was sein Träger tagsüber und zur Nachtruhe braucht. Dazu darf die Zeltbahn mit Zubehör keineswegs ver-

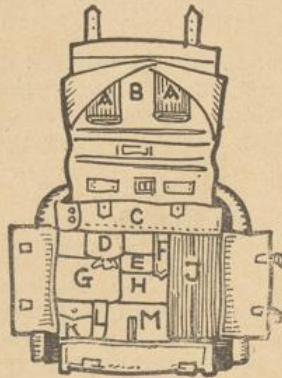


Abbildung 1

gessen werden. Also beaugenscheinigen wir erst einmal den Tornister unserer Hitlerjungen und alles, was darin Platz findet. Abb. 1 zeigt uns den aufgeklappten Tornister mit seinem Inhalt restlos. Wenn dieser richtig gepackt ist, und das haben die Hitlerjungen mit Eifer geübt, wird der Leser mit Staunen erkennen, was alles in

den Tornister hineingeht! Dann noch rechts und links je ein Marschstiefel als Ersatzpaar befestigt, alles gut zugeschnallt, Schlafdecke und Zeltbahn darüber gerollt, das Kochgeschirr, worin das Frühstück und manches andere noch untergebracht werden, auf den Tornisterdeckel mit zwei Riemen überschnallt, Brotbeutel mit Eßbesteck und Feldflasche am Leibgurt befestigt (Abb. 2), noch eine sorgfältige Ueberprüfung des Anzuges



Abbildung 2

und der Hitlerjunge kann sein Heim verlassen. Stolz schreitet er dahin. Das Bewußtsein, schon in der frühesten Jugend als ein Teilchen in das Riesennetz des Führers hineinzuwachsen, erhebt und belebt.

Es wird unseren Hitlerjungen nichts geschenkt; denn Dienst ist Dienst. Er stellt Anforderungen, die Körper und Geist stählen sollen für die Zukunft. Das Dritte Reich braucht ganze Männer! Aus der Erziehung, aus dem Dienst, also aus körperlicher und geistiger Schulung unter bewährter Leitung werden sie dem deutschen Vaterland erwachsen.

Schon jetzt macht sich diese wundervoll durchdachte und in die Lebenspraxis gegossene Erziehung in ihren Einzelheiten bemerkbar. Es ist Abend, der Führer der Hitlerjungen hat „Halt“ befohlen, die „Affen“ Tornister fallen ins weiche Gras,

Zeltbahn „Seringe“ (Abb. 4), und Zeltstäbe fliegen nur so heraus, und je nach der Teilnehmerzahl wird das Zeltlager erbaut. Zeltbahn wird an Zeltbahn geknüpft, so ein wasserdichtes Dach für die Nacht bildend. Das alles geht ihnen flink von der Hand, fast wie beim Militär. (Abb. 3). Auf den auseinandergerollten, glatt gelegten Schlafdecken, den Tornister als Kopfkissen (ohne Kochgeschirr), schläft es sich gut.

Jetzt. Wie eine solche fachgemäße Feuerstelle aussieht, zeigt die Abb. 5 im Querschnitt. Das Holz- und Reisigfeuer soll dicht unter dem Topfboden brennen, auch für gute Luftzufuhr und richtigen Rauchabzug muß Sorge getragen werden. Kochkünstler sind genügend unter den Hitlerjungen. Sie bewerten hier, was sie der Mutter zu Hause abgegudt und abgeschmeckt haben. So sind diese pfiffigen Jungen jeder Schwierigkeit

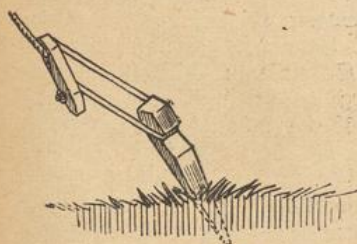


Abbildung 3

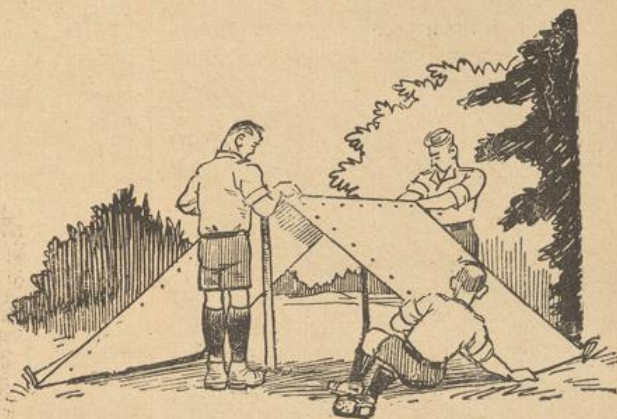


Abbildung 4

Wenn der neue Tag sich ankündigt, ist reges Leben im Lager. Heraus aus dem Zelt! Im nahen Bach gewaschen, Zähne gewischt, das Haar gekämmt, den Anzug gereinigt, die Decken zusammengerollt, die Zeltbahnen geordnet und alles im Tornister verpackt! Heil, wie da die jungen Häufte zupacken! Gleich darauf ist Kaffee fassen; denn dieser ist inzwischen fertig geworden. Ein mitgenommener Kochkessel kleineren Formats wurde in das gegrabene Kochloch ge-

gewachsen, welche in irgendeinem Verhältnis zur Kochkunst steht. Aber das nebenbei. Was als markanteste Merkmale in Erscheinung tritt, sind die unverrückbare Ordnungsliebe, die grenzenlose Ueberzeugung an der Sache, der sie alle dienen und die unbeirrbar Disziplin. Und so darf man ruhig behaupten: Was die Hitlerjungen fühlen, denken oder tun sollten, sie tun alles für Deutschland! !



Abbildung 5

Die Historie von Klaus Störtebecker

Das Ende der Piratenführer Störtebecker und Godeke mit 150 Genossen in Hamburg

Störzenbecker und Godeke Michael die raubten beide zu gleichem Theil zu Wasser und nit zu Lande. Bis daß es Gott im Himmel verdroß, Des mußten sie leiden große Schande. (Erste Strophe des Störtebecker-Liedes).

Wie ein wundervolles altes Märchen, voll von Romantik und Treue, von Blut, hartem Männerkampf, klingt die Geschichte von Störtebecker und Godeke Michael, den großen Seeräubern des 14. und 15. Jahrhunderts. Und noch in unseren Tagen erzählt man sich im Volke von ihnen.

Störtebecker und Godeke waren zwei berühmte Anführer der sogenannten Vitalienbrüder, die zwei ganze Menschenalter hindurch die Ost- und Nordsee zum Schauplatz ihrer im größten Maßstab betriebenen Räubereien machten und „dem Copmanne groten Schaden deden.“ Sie führten ihren Namen daher, daß sie einst die Festung Stockholm bei einer Belagerung mit Lebensmitteln (Vitalien) versorgt hatten.

Als ihre Raupferfahrten schließlich den gesamten Handel lahmzulegen drohten, raffte sich die Hansa zu energischem Vorgehen gegen sie auf. Es begann ein Ausrottungskampf gegen sie, und die man fing, richtete man ohne Umstände hin.

Am 5. Mai 1400 besiegten Hamburger und Lübecker Schiffe auf der Osterems drei Seeräuberschiffe, warfen 80 der Räuber ins Wasser und nahmen 36 gefangen, die bald darauf enthauptet wurden. Danach verzogen sich die übrigen, darunter Störtebecker und Godeke, zunächst nach Norwegen (ein kleinerer Teil wandte sich nach den spanischen Küsten).

1401 trafen zwei Hamburger Englandfahrer bei Helgoland an der Düne auf Störtebecker, überwand ihn nach hartem Kampf, töteten 40 und nahmen 70 Piraten gefangen. Diese führten sie mit nach Hamburg, wo sie kurz nach dem 20. Oktober auf dem Grasbrock vor der Stadt hingerichtet wurden. Ihre Köpfe wurden längs der Elbe zum abschreckenden Beispiel für ihre Kumpane auf Pfähle gesteckt. Die Lübecker

Rufus-Cronik berichtet darüber in ihrem lapidaren Stil:

„... unde vinghen erer 70. De brachten se myt syf to Hamborch, unde leten en allen de Hovede (Haupter) affslan; ere Hovede setten se by de Elve up eyne Wisch (Wiese) to eyne Tefene (Zeichen), dat se ze Zee gherobet hadden.“ Der Hentersknecht Knocker bekam ausweislich der alten Hamburger Ratsrechnungen drei Pfund Pfennige für das Einscharren von 73 Vitalienbrüder.

Im nächsten Jahr wurde ein gleicher Sieg gegen Godeke Michael auf der Weser erfochten. 80 Gefangene, darunter der alle überragende Godeke und Wigbold, wurden nach Hamburg geführt und dort ebenfalls auf dem Grasbrock enthauptet. Ihre Köpfe wurden neben die ihrer Genossen am Elbstrand auf Pfähle gesteckt. Wigbold, Magister der Weltweisheit, der zu Rostock den Doktorhut erworben hatte, kam als letzter dran und mußte zusehen, wie alle seine Gefährten vor ihm geköpft wurden.

Die Sage hat sich gar bald dieser historisch nur dürftig überlieferten Vorgänge bemächtigt und mancherlei Zutaten und Umformungen geschaffen. Jahrhundertelang wurde in den deutschsprechenden Ländern das Störtebecker-Lied gesungen, das auf einem Flugblatt von 1566 in hochdeutscher Sprache erhalten ist, während die ursprüngliche niederdeutsche Fassung zum größten Teil verloren ging.

Die Sage hat zunächst die beiden Kämpfe zusammengeworfen und an Stelle Godekes, der zweifellos der bedeutendere der beiden war, den Störtebecker zum eigentlichen Helden gestempelt. Seine ungeheure Kraft (er soll so stark gewesen sein, daß er Ketten zerbrechen konnte) und seine Trinkseligkeit (er pflegte einen riesigen Becher in einem Zuge auszutrinken, was ihm nur noch ein Edelmann aus Groningen nachmachen konnte) mögen dazu Veranlassung gegeben haben.

Nach dem Lied feiern Störtebecker und Godeke ein Gelage bei einem Sultan. Um Ersatz für das vertrunkene Bier zu schaffen,

segeln sie in die Nordsee, den Hamburgern aufzulauern. Die Hamburger, denen dies berichtet wird, fahren mit drei Schiffen aus. Sie finden die Seeräuber, die bereits ein Schiff mit Wein erbeutet haben und damit nach Flandern wollten, in der Weser.

Drei Tage und drei Nächte dauert der Kampf, bis ihn das gute Schiff „Bunte Kub“, das dem Seeräuberschiff das Vorderkastell einrennt, zugunsten der Hamburger entscheidet. Uebrigens soll in der Nacht ein Steuermann von der „Bunten Kub“ geschmolzenes Blei in die Angeln von Störtebeckers Steuer gegossen haben, so daß das Schiff am anderen Morgen nicht mehr gewendet werden konnte. Störtebeker bietet den Hamburgern eine goldene Kette — so groß, daß man damit den Hamburger Dom umspannen könne — als Lösegeld für sein Leben an, aber ohne Erfolg.

Die Piraten werden nach Hamburg geführt und bleiben dort nur eine Nacht im Gefängnis. Am nächsten Morgen werden sie alle zusammen enthauptet. Ihre letzte Bitte ist, in ihren besten Gewändern zum Richtplatz gehen zu dürfen. Der Rat gewährt dies und tut noch ein übriges: er läßt Trommler und Pfeifer ihrem Todeszug vorangehen. Wie graufige Ironie klingen die Verse des Liedes:

Die Herren von Hamburg teten ihnen die Ehr,
sie ließen ihn'n Pfeiffen und Trommen vorgan.

Und auch während der Hinrichtung ließen diese Musikanten ihre Weisen erschallen.

Ein einziger Scharfrichter brachte sie alle zu Tode. Das Lied vermeldet:

Der Scharfrichter hieß sich Rosenfeldt.
Er hieb so manchen stolzen Hald
mit also frischem Mute.

Er stand in seinen geschnürten Schuh
bis an die Enkel (Knöchel) in dem Blute.

(Das Schwert, mit dem Störtebeker und die Seinen hingerichtet wurden, befindet sich jetzt noch im Besitz der Sammlung hamburgischer Altertümer).

Die Sage berichtet weiter den rührend-graufigen Zug, Störtebeker habe sich vor seiner Hinrichtung ausbedungen, daß alle seine Gefellen, an denen er nach seiner Enthauptung vorbeiliefe, begnadigt werden sollten. Er sei dann, ohne Haupt, bis

zum fünften gegangen. Da habe ihm der Henker einen Klotz vor die Füße geworfen, so daß er hinfiel und nicht wieder aufstehen konnte.

Ihr Tod ward also sehr beklagt
von Weibern und Jungfrauen.



Dort sollst Du den Kindern Freiplätze geben! hilfswerk Mutter und Kind.

Als grotesken Abschluß der ganzen Tragödie weiß die Ueberlieferung weiter zu melden, daß der Scharfrichter bei seiner Arbeit von einem Rats Herrn gefragt wurde, ob er denn nicht müde sei.

„Müde? o nein!“ antwortete der Henker. „Ich könnte wohl noch an dem ganzen Rat mein Amt verrichten.“

Ob dieser ungebührlichen und mutwilligen Antwort ergrimmt die Hamburger so, daß der Henker sofort nach Beendigung seiner Arbeit von dem jüngsten Rats Herrn selbst enthauptet wurde.

Dr. H. Niesel.

Die kranke Maske

Skizze von Wolfgang Kemter

Als der alte Herr sich verabschiedet und mit müden, langsamen Schritten die Gaststube verlassen hatte, da meinte einer des abendlichen Stammtisches: „Herr Sachs will mir gar nicht mehr gefallen. Ich fürchte, wir werden den lieben, alten Mann nicht mehr lange in unserer Mitte haben.“

„Sie haben recht, Herr Ingenieur“, sprach darauf der Bürgermeister, „jedoch ich würde ihm die letzte Ruhe gönnen, nach der er sich, ich weiß es von ihm, so sehr sehnt. Einjam ist sein Alter geworden, all seine Lieben sind von ihm gegangen, ganz besonders aber hat ihn der traurige Verlust seines einzigen Sohnes schwer getroffen. Das hat er wohl niemals verwunden.“

„Hat man von Herrn Richard nie mehr etwas gehört?“

„Nie mehr. Kein Lebenszeichen.“

„Herr Sachs hatte einen Sohn?“ fragte Dr. Reinmann, der Vorstand des städtischen Krankenhauses.

„Einen braven, hochintelligenten Menschen, der eine schöne Zukunft vor sich hatte. Vor fünf Jahren ist er auf einer Berufsreise in B. spurlos verschwunden. Zweifellos ist er einem Verbrechen zum Opfer gefallen, denn er hatte ziemlich viel Geld bei sich, aber Genaueres weiß man nicht, hat man nie erfahren, da keine Spur des Verschwundenen gefunden wurde, obwohl sich Polizei und Privatdetektive lange Zeit alle Mühe gaben. Richard Sachs war und blieb für immer verschollen. Gerade diese furchtbare Ungewißheit hat die Mutter ins Grab gebracht und auch die letzten Kräfte des unglücklichen Vaters aufgezehrt.“

„Dieses spurlose Verschwinden von Personen ist eine immer wiederkehrende Erscheinung der großen Städte“, sprach Dr. Reinmann sinnend, „wer zählt die Namen, von denen kein Mensch weiß, wie und wo sie geendet haben. Uebrigens merkwürdig, vor fünf Jahren sagen Sie, genau so lange ist es nämlich her, da hätte mir daselbe passieren können. Hätte ich dem seltsamen Ansinnen, das in dunkler Nacht zwei bewaffnete Masken an mich stellten, nicht Folge geleistet, ich glaube, auch ich wäre in jener Nacht für immer verschwunden.“

„Sie, Herr Doktor“, riefen die Herren des Stammtisches erstaunt, und der Bürgermeister bat: „Bitte, Herr Doktor, erzählen Sie uns das. Sie sprachen meines Wissens nie davon.“

„Vor fünf Jahren“, begann der noch junge Arzt, „war ich erster Assistent des Professors Rotmeier, des bekannten Chirurgen in G. Ich hatte bereits eine längere Praxis hinter mir, operierte selbständig und leitete auch in Abwesenheit des Chefs allein die chirurgische Abteilung.“

Da ich damals noch ledig war, ging ich an schönen Abenden oft ins Bergschloß zum Nachtmahl. Das Bergschloß war ein bekannter und beliebter Gasthof, der vor der Stadt draußen auf einer kleinen Anhöhe lag. Vom schönen, schattigen Garten bot sich ein weiter Blick über Stadt und Land. Man aß und trank da oben vorzüglich, außerdem konnten mit dem Hin- und Rückwege schöne Spaziergänge verbunden werden.

An einem warmen Juniabend hatte ich auch wieder einmal da oben mein Nachtmahl zu mir genommen und trat gegen zehn Uhr den Heimweg an, da ich noch in der Klinik nach einem an jenem Tage operierten Kranken sehen wollte. Meine Bekannten blieben noch, so ging ich denn allein. Es war eine dunkle Sommernacht. Auf dem Wege, auf dem ich sonst immer Menschen begegnete, traf ich gerade in jener Nacht niemand an. Als ich den Fuß der Anhöhe und damit die breitere Fahrstraße in die Stadt erreicht hatte, sah ich dort am Straßenrande ein geschlossenes, dunkles Automobil stehen, das seine Lichter abgeblendet hatte.

Im nächsten Augenblicke traten aus dem Schatten dieses Wagens durch zwei schwarze Masken unkenntlich gemachte und in weite Mäntel gehüllte Gestalten rasch auf mich zu. Beide hatten Brommings in der Rechten.

„Herr Dr. Reinmann“, sprach eine mir ganz unbekannte Stimme, „wir haben auf Sie gewartet. Sie müssen uns sofort folgen, denn wir brauchen Sie noch in dieser Nacht. Wir hoffen, daß Sie sich fügen, denn jeder Widerstand ist, wie Sie sehen,

nuglos und würde uns nur zur Anwendung von Gewalt zwingen. Wollen Sie also im Auto Platz nehmen."

"Hallo," rief ich, einen Schritt zurücktretend, "ein solcher Ueberfall vor den Toren der Stadt. Das ist denn doch der Gipfel der Kühnheit. Was wollen Sie von mir?"

"Sie werden das im gegebenen Augenblicke erfahren. Wohin wir Sie führen, das wird Ihnen freilich Geheimnis bleiben. Aber das Auto wird Sie wieder zurückbringen, ohne daß Ihnen ein Haar gekrümmt worden ist. Selbstverständlich werden Ihre Dienste entsprechend honoriert. Sollte aber," kam es drohend unter der Maske hervor, "durch Ihren wenn auch nur passiven Widerstand das Leben unseres Freundes gefährdet werden, dann ist auch das Ihre verwirkt. Wir betonen aber nochmals, Sie sind in unserer Gewalt, fügen Sie sich, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Was sollte ich tun? Weit und breit gerade heute kein Mensch. Dagegen sah ich nun beim Auto noch zwei weitere ähnlich verummunte Gestalten.

"Gut," sprach ich, ich füge mich der Gewalt. Aber das eine sage ich Ihnen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie Ihre Drohung wahr machen, werde ich unter keinen Umständen zu einem Schurkenstreich die Hand bieten."

"Darüber seien Sie beruhigt, Herr Doktor. Wir wollen nur, daß Ihre ärztliche Kunst uns ein wertvolles Leben rette, das in Gefahr ist."

Dann los!" sprach ich und ging auf das Auto zu, dessen Tür eine Maske öffnete. Zwei der dunklen Gestalten nahmen im Innern neben mir Platz, dann fuhren wir auch schon ab. Ueber die Fenster waren dunkle Vorhänge gezogen, so daß mir kein Blick ins Freie möglich war. Der Wagen fuhr mit großer Geschwindigkeit."

"Was fehlt Ihrem Freund?" fragte ich während der Fahrt, um das drückende, unheimliche Schweigen zu unterbrechen.

"Akute Blinddarmentzündung, die sofort

operiert werden muß," lautete die Antwort.

"Operieren," rief ich, "dazu gehört aber mehr als nur ein Arzt. Dazu gehören Instrumente vor allem und eine entsprechende Assistenz."

"Sie werden alles vorfinden, als ob Sie in Ihrer Klinik wären."

Das Auto fauste durch die Nacht. Ich hatte keine Ahnung, nach welcher Himmelsrichtung, da mir eine Orientierung nicht möglich war. Nach etwa fünfviertel Stunden — wir mußten nach meiner oberflächlichen Schätzung einen Weg von ungefähr achtzig Kilometer zurückgelegt haben — hielt es. Meine Begleiter stiegen aus, ich hörte die hastige Frage: "Ist es gelungen?", dann wurde auch ich aufgefordert, den Wagen zu verlassen. Wir waren in einem dunklen, vorhallenartigen Raume und mußten nun einer dunklen Gestalt, die eine Laterne trug, folgen, die uns durch einen langen Gang führte. Dann wurde eine Tür geöffnet, eine Handbewegung hieß mich eintreten, eine Maske kam mit, worauf die Tür wieder geschlossen wurde. Wir waren in einem mittelgroßen, mit dunkelroten Polstermöbeln eingerichteten Zimmer, in dem ich warten sollte. Der Regulator zeigte auf elf Uhr zwanzig Minuten. Bevor ich mich aber in weitere Einzelheiten vertiefen konnte, wurde plötzlich die Tür ins Nebenzimmer geöffnet und ein Mann im weißen Arztkittel trat auf die Schwelle. Wie alle Bewohner dieses rätselhaften Hauses trug auch er eine Maske.

"Darf ich bitten," sprach er kurz, "es ist alles bereit!"

Im nächsten Augenblick war ich in einem Saale, der durch einige Gasflammen blendend erleuchtet war. In der Mitte auf einem Tische lag die regungslose, bereits entkleidete Gestalt eines wunderbar gebauten, geradezu herkulischen Mannes. Auch sein Gesicht verhüllte eine schwarze Maske.

Tatsächlich fand ich alles vor, was ich zu einer Operation nötig hatte, und der Mann im weißen Mantel erklärte mir, er werde

Erdal ist so billig! **Ein für allemal Erdal**
Schuhcreme

assistieren. Das Instrumentarium war nicht ganz neu, aber in bester Ordnung. Und erst jetzt bemerkte ich etwas seitwärts vom Operationstische eine weibliche Gestalt mit großer weißer Schürze und natürlich der üblichen Maske, die für die nötigen Handreichungen bereit stand.

Mein Gehilfe schilderte mir mit kurzen Worten, aus denen ich aber unfehlbar den Fachmann herauskante, das Krankheitsbild. Es waren die typischen Anzeichen einer akuten Blinddarmentzündung.

Unter Assistenz der männlichen und der weiblichen Maske begann ich, nachdem ich meine Vorbereitungen getroffen hatte, und der Kranke bereits kurz zuvor narkotisiert worden war, die Operation. Es ging alles wie am Schnürchen, ich glaubte, auf unserer Klinik zu sein.

Zwanzig Minuten später war es vorbei. Ich wurde wieder in das kleine Zimmer geleitet. Die weitere Sorge um den Kranken, sowie dessen Schlußbehandlung übernahm der geheimnisvolle Assistent, der mir erklärte, er bedürfe keines weiteren ärztlichen Rates mehr.

Das glaubte ich ihm, denn er war zweifellos selber Arzt, der nur die Operation nicht gemacht hatte.

In dem roten Zimmer stand ein Imbiß für mich bereit, kalter Aufschnitt und eine Flasche Wein. Eine der Masken bat mich, zuzugreifen.

Dankend lehnte ich die Speisen ab, da ich keinen Hunger verspürte, trank aber ein Glas Wein, denn ich war durstig.

Es war ein vorzüglicher Tropfen. Aber als ich einen tiefen Schluck getan, da blieb mir ein eigentümlicher, süßlicher Geschmack auf der Zunge. Der Laie hätte ihn kaum bemerkt, ich als Arzt schöpfte sofort Verdacht. Gleich stellte ich das halbgeleerte Glas auf den Tisch zurück und — dann wußte ich nichts mehr von mir.

Ich erwachte um halb vier Uhr morgens auf einer Bank in dem kleinen Stadtpark, der gerade gegenüber der Klinik lag. Es bedurfte einiger Zeit, bis ich das festgestellt hatte.

Wie kam ich hierher? Ganz langsam nun traten vor meinem Geist, der sich allmählich wiederbelebte, die geheimnisvollen Vorgänge der vergangenen Nacht.

Blötzlich kamen mir Zweifel an der Wirklichkeit. Hatte ich mich vielleicht auf dem Heimwege hier niedergesetzt und war eingeschlafen? Hatte ich das alles, was ich soeben erzählte, nur geträumt?

Nein. In meiner Rocktasche knisterte ein Papier, das am Abend nicht dort gewesen war. Ich zog es erstaunt heraus. Es war ein verschlossener Brief.

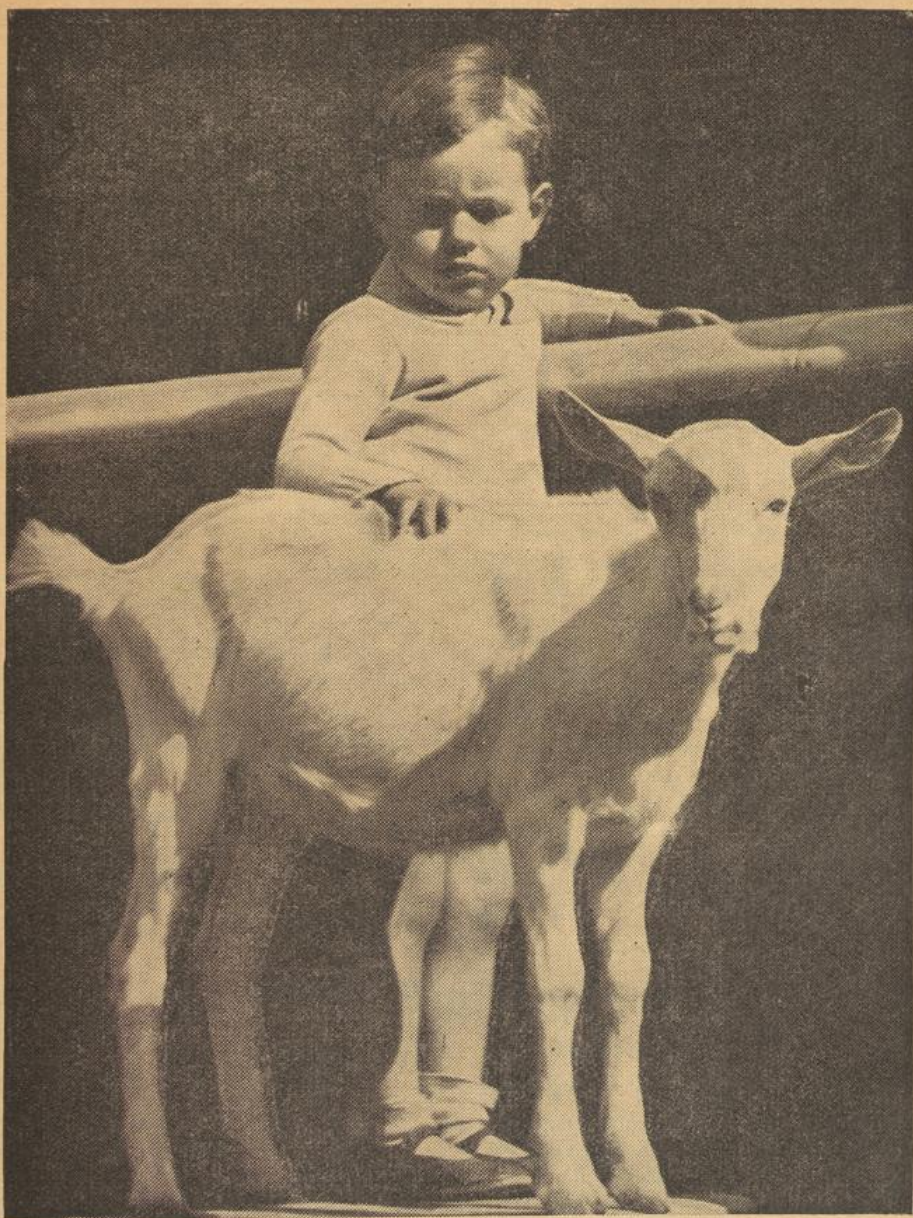
Als ich ihn in meiner Wohnung öffnete, fand ich auf einem Zettel nur die wenigen Worte: „In Ihrem Interesse fordern wir Sie auf, über das, was Sie heute Nacht erlebten, strengstes Stillschweigen zu bewahren. Anbei das Honorar für Ihre Mühe.“

Zehn ganz neue Hundertmark-Scheine. Selbstverständlich grübelte ich noch lange über diese seltsame Geschichte nach, ich konnte aber nur zu dem einen Resultat kommen, daß es sich hier um eine wohlorganisierte Gaunerbande handle, die das Tageslicht zu scheuen hatte. In jener Nacht war deren Anführer schwer erkrankt, eine Operation sofort nötig. Ein paar Gesellen fuhren in unsere Stadt zum Zwecke, einen Chirurgen zu requirieren. Sie hatten auf irgendeine Weise meinen Aufenthalt ausgeforscht und am bestimmten Punkte mich erwartet.

Hätte ich nun den Banditen den Willen nicht getan, es wäre ihnen ein leichtes gewesen, mich verschwinden zu lassen. Kein Sabu hätte nach mir gekräht, kein Menich jemals erfahren, wo ich blieb. Ich machte mir nachher Vorwürfe über meine Unvorsichtigkeit, den Wein getrunken zu haben, denn an Stelle des starken Schlafpulvers hätten die schwarzen Masken ja auch Gift tun können. Aber es blieb sich im Grunde gleich. Wäre die Absicht bestanden, mich zu beseitigen, so hätte dies auch auf andere Weise ausgeführt werden können, ich war ja wehrlos in fremder Gewalt.

Fast ein Jahr war vergangen. Ich dachte kaum mehr an jene geheimnisvolle Nacht und hatte mich mit dem Gedanken vertaut gemacht, daß ich jenes Rätsel niemals lösen könne.

Da lese ich eines Tages in der Zeitung, daß es Geheimpolizisten gelungen sei, auf einem einsamen Landgute, das etwa vier Stunden von unserer Stadt entfernt war, eine langgesuchte Banknotenfälscherbande



Mein vierbeiniger Ferienfreund

Photo Lange
(Deike-M).

zu entdecken und nach heftigem Kampfe festzunehmen, wobei allerdings zwei Verbrecher ihr Leben einbüßten, darunter auch der Anführer. Leider mußte auch einer der Polizeibeamten sein Leben lassen. Vor mehr als anderthalb Jahren hatte jener Mann das Landhaus von den Erben des letzten Besitzers erworben. Anscheinend ein reicher, aber nicht alter Sonderling, der ganz zurückgezogen lebte. Auch die ziemlich zahlreiche Dienerschaft verkehrte mit niemand der Umgebung.

Schon seit längerer Zeit waren bald in unserer Stadt, bald in anderen Städten des Reiches und den Nachbarländern falsche Dollarnoten in ziemlicher Menge in den Verkehr gebracht worden. Aber auch falsche Schweizerfranken und englische Pfund. Die Fälschungen waren durchwegs ausgezeichnet und schwer als solche zu erkennen. Trotz aller Mühe war es den Behörden nicht gelungen, einen der Auswechsler zu erwischen. Die Fälscher mußten gut organisiert sein und ihre Verbindungen sich über alle größeren Städte erstrecken, wo sie überall Helfer hatten.

Endlich aber gelang es einem findigen Privatdetektiven, eine Spur zu finden, die zuguterletzt zu jenem Landhause führte. Dies wurde nun längere Zeit ganz unauffällig bewacht. Schon nach vier Wochen hatten sich die Verdachtsgründe derartig vermehrt, daß man daran gehen konnte, das Nest auszunehmen. Obwohl die Behörden mit der äußersten Vorsicht zu Werke gingen, gelang die Ueberrumpelung nicht in der gewünschten Weise, es kam zum Kampfe, der

freilich für die Landhausbewohner nicht gut endete. Die Polizei aber fand, was sie suchte. Eine mit den modernsten Maschinen eingerichtete Fälscherwerkstätte, in der für Unsummen falsche Noten hergestellt worden waren.

Merkwürdigerweise kam mir gleich beim Lesen dieser Nachricht der Gedanke, daß ich damals auf dieses Landhaus entführt worden war und dort einen der Fälscher, vermutlich sogar den nun gefallenen Anführer, operieren mußte. Als ich weiter las, daß unter den verhafteten Betrüggern lauter entgleiste Existenzen, auch ein Arzt sei, der wegen verbotener Handlungen eine Freiheitsstrafe verbüßt, darauf den Dokortitel verloren und das Recht verwirkt hatte, die ärztliche Praxis weiter auszuführen, da gab es für mich keinen Zweifel mehr. Jener Arzt hatte mir assistiert.

Ich erzählte die Geschichte einem mir bekannten Polizeiräte, der mich dann einlud, mit dem Polizeiauto nach jenem Landhause zu fahren.

Es war so, wie ich vermutete. Ich erkannte die Vorhalle, dann die beiden Zimmer, in dem ich warten mußte und in dem ich die Operation ausführte, sofort wieder.

Darum also das geheimnisvolle Tun dieser Menschen. Die franke Maske war ein seltsamer Patient. Eines will ich noch erwähnen, die Hundertmarkschein, die ich als Honorar in meiner Rocktasche vorfand, waren echt.

Meine Herren, das ist die Geschichte meiner merkwürdigsten Operation."

Der deutsche Schäferhund

„Arco faß!“ . . . „Dolly such!“ . . .

Eine Dressurstunde bei der Fachschaft für deutsche Schäferhunde

Jrgendwo in einem Frontabschnitt, da haben die Geschütze die Verbindung nach hinten zerstört. Kabel sind zerrissen und im Nachrichtenunterstand sitzt ein Volltreffer. Da huscht über das zerfetzte und zerrissene Feld, gleich einem kleinen unscheinbaren Schatten, ein deutscher Schäferhund. Am Halsband hat er eine metallene Meldetapsel. Ein Maschinengewehr eröffnet das Feuer auf diesen Schatten. Der aber huscht

dahin und verschwindet plötzlich im Graben, um sich seines Auftrages in der Nachrichtenübermittlung zu entledigen. Kurze Zeit später: Ein paar Hände heben den treuen vierbeinigen Meldegänger heraus aus dem Graben und in windender Fahrt läuft der Hund zurück zu seinem zweiten Herrn. Eine neue Feuergarbe reißt ihm ein Stück Fell vom Leibe. Unermüdllich rennt er weiter, wie der stürmende Infanterist. Kurz vorm

Ziel erreicht ihn die Todeskugel. Er bricht zusammen. Ein letztes Zucken der Beine. Gefallen für das Vaterland . . . Viele ehemalige Weltkriegskämpfer kennen dieses Bild. Viele lernten den deutschen Schäferhund als nächtlichen Begleiter seines Herrn im Frieden kennen, wo er ihm bei einem Ueberfall das Leben rettete und auch nicht vor der blitzenden Revolvermündung zurückschreckte. Viele erfuhren seine Taten aus den Zeitungen, wenn er Gangstern ein geraubtes Kind abjagte oder in Kriminalfällen mit seiner unfehlbaren Nase die Polizeibehörde wirksam unterstützte. Viele bestaunten seine Leistungen im Film und mancher wunderte sich, daß gerade diese Hunderrasse auf allen Gebieten so hervorragend durchsetzen konnte, aber, wer die Dinge kennt, wundert sich nicht mehr. Veranlagung und Erziehung bilden das ganze Geheimnis.

Die Fachschaft für Deutsche Schäferhunde, die fast ein halbes Jahrhundert den deutschen Schäferhund planmäßig züchtet und erzieht, gibt uns einen kleinen Einblick in das Leben und Treiben auf einem ihrer vielen Hundedressurplätze. Nein, lieber Tierfreund, mit Schlägen wird kein deutscher Schäferhund dressiert. Wer sich einmal die Mühe nimmt, einer Dressurstunde beizuwohnen, ist erstaunt, mit welchen Kniffen und Pfiffen man zu Werk geht, um dem Hund das beizubringen, was er braucht, um seinem Herrn nicht nur als Freund, sondern auch als zuverlässiger Beschützer und Helfer zu dienen. Individuelle Behandlung des auszubildenden Hundes ist Grundbedingung für einen Erfolg. Das merkt man sofort, wenn die Führer mit ihren Hunden den Platz betreten und auf das Kommando ihres Dressurwarts Aufmarschbewegungen üben. Eine scharfe mündliche Zurechtweisung genügt, um den Hund auf begangene Fehler aufmerksam zu machen und ein liebevolles Tadeln ist hinreichend, um ihn zur Verbesserung seiner Leistung anzuspornen. Mit unendlicher Geduld und Ausdauer werden die Übungen an den Sprung- und sonstigen Geräten durchgeführt. Dort übt einer das Gegenstarbweachen, dort wirft ein anderer das Appartierholz hinaus und dort wieder setzt einer seinen Hund zur Ausarbeitung einer Spur an. „Dolly such!“ Die lange Beine strafft sich. Der noch stürmi-

che Hund springt in langem Trab durch das Gras und fiebert vor Arbeitseifer. Er schießt über den ersten Winkel hinaus und wird nochmals angefeht. Aber bald hat er die Ruhe weg und nun geht es wie am „Schnürchen“. Da kracht irgendwo ein Schuß. Mit einem Schlage erhebt sich ein mehrstimmiges Hundegebell. Unsere vierbeinigen Freunde wissen bereits, was los ist. Es geht zur „Mannarbeit“. „Arco faß!“ . . . Der im Schutzanzug steckende Scheinverbrecher liegt schon im erbitterten Kampf mit einem Hund, der ihn hinterm Gebüsch aufgestöbert und gestellt hat. Die scharfen Zähne verbeißen sich in den Dressurärmel und reißen ihn in Fetzen. Ein kurzes Kommando des Hundeführers. Der Hund nimmt „Platz“ und kontrolliert argwöhnisch jede Bewegung des „Verbrechers“, der inzwischen von seinem Herrn auf Waffen durchsucht wird. Da macht der Gestellte Sprung und will flüchten. Aber schon hat ihn der Hund wieder beim Schlafittchen. Flucht ist unmöglich. Der Mann wird „transportiert“ und der nächste Hundeführer kommt an die Reihe.

Schlupfpiß. Das heutige Arbeitspensum ist erledigt. Die Hundeführer sind zufrieden, aber auch die Hunde freuen sich ihres weiteren Fortschrittes, was durch lustiges Schwanzwedeln sichtbar zum Ausdruck gebracht wird. Drei wichtige Prüfungen hat der deutsche Schäferhund bei der Fachschaft abzulegen: 1. Die Zuchtprüfung, 2. die Schutzhundprüfung und 3. die Polizeihundprüfung. Letztere ist die schwerste. Vom Meldegang und Futterverweigern bis zum Sprung über die hohe Kletterwand muß er zeigen, was er gelernt hat. Arbeit ist das Naturelement des deutschen Schäferhundes. Ein Hund, dem die Arbeit fehlt, wird im öffentlichen Verkehr stets Ködermanieren zeigen. Er wird fett, teilnahmslos oder rüpelhaft. Der ausgebildete Hund dagegen weiß genau, wie er sich zu verhalten hat. Er reagiert auf den leisesten Wink und ist mit Recht der Stolz seines Herrn und Führers.

R. Stoye.

Röntgenstrahlen gegen Schmuggel

Zwei Prozent aller Diamanten, die in den Minen von Kimberley gewonnen werden, werden von den Arbeitern verschluckt, die so die Steine aus der Absperrung herauschmuggeln wollen. Durch Röntgenstrahlen findet man alle Steine wieder.